Jugend im Kerker



Jugend im Kerker

Erlebnisse österreichischer Kämpfer

Nach den Berichten und Aufzeichnungen

Eugen Grögers

von

Fritz H. Chelius

Traditions-Verlag Kolk & Co., Berlin SW 68

Gegen die Herausgabe dieser Schrift werden seitens der NSDAP. keine Bedenken erhoben.

Der Vorsitzende der parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums

Berlin, den 5. Dezember 1938

Schutzumschlag: Bernhard Borchert, Berlin-Schmargendorf
Druck der August Pries GmbH in Leipzig

Inhalt

Zum Geleit

Im Jahre 1938 hat unser Führer unter dem Jubel des ganzen deutschen Volkes die Ostmark in das große deutsche Mutterland heimgeführt. Damit ist nach langer Zeit endlosen Wartens der große Wunschtraum aller Ostmark-Deutschen in Erfüllung gegangen. Jahre unsäglichen Leidens waren über die schwergeprüfte Bevölkerung dieses herrlichen Landes hereingebrochen, weil sie in Adolf Hitler ihren wahren Retter aus aller Not erblickte und im Glauben an ihn den erbitterten Kampf gegen die Unterdrücker aufnahm. Diese Verräter an der großdeutschen Sache versuchten, im Bunde mit fremden Mächten, eine Herrschaft aufzubauen, die gegen das Reich Adolf Hitlers und seine Bewegung gerichtet war. Schwere Verfolgungen, unvorstellbares Leid, Kerker und Tod durch Henkershand — das waren die Methoden, mit denen diese gewissenlosen Vertreter des damaligen Regims versuchten, den Freiheitskampf des Volkes zu unterdrücken. Daß trotz dieser furchtbaren Methoden der Kampf weitergeführt werden konnte, das verdankt die Ostmark den Männern und Frauen, die in ihrem fana-

tischen Glauben an den Führer und sein Großdeutsches Reich jedes Opfer zu bringen bereit waren.

Nach langen Jahren hat dieser zermürbende Kampf sein Ende gefunden und Friede ist in dieses gequälte Land eingezogen. — Die Ostmark ist ins Reich heimgekehrt. Damit wurden alle Opfer, die für die Erfüllung dieses langersehnten Zieles gebracht wurden, mit einem herrlichen Siege belohnt.

Aus dem Erleben jener schweren Tage, im treuen Gedenken an meine tapferen Kameraden aus der Kampfzeit, habe ich als einer von vielen aus meinem Wirkungsbereich die Begebenheiten dieser vergangenen Zeit in der Erinnerung wachgerufen und meinem Freunde Fritz H. Chelius zur Gestaltung übergeben.

Dieses Buch möge nun seinen Weg in alle deutschen Gaue nehmen, um das Verständnis und die Erinnerung an den großen Freiheitskampf der Ostmark wach zu halten. — Der deutschen Jugend aber soll es ein Vermächtnis sein!

Voitsberg, im Januar 1939.

Eugen Gröger.

„Vogelfrei“

Über die Berge und Täler der Weststeiermark senkte sich der linde Schleier eines Juniabends des Jahres 1933. Dichte Wolken hatten sich am Himmel zusammengeballt und ließen über die liebliche Landschaft früher als sonst die Dämmerung hereinbrechen. Auf einer Anhöhe, zu deren Füßen sich die Stadt Voitsberg ausbreitete, saßen zwei Burschen im Grase und beobachteten schweigend, wie die hereinbrechende Dunkelheit mit ihren Fittichen die Stadt mehr und mehr verhüllte. Eine Zeitlang hatten beide das Naturschauspiel genossen, als plötzlich einer von ihnen den Blick auf den wolkenbedeckten Himmel richtete und seinen Kameraden frug:

„Glaubst du, daß wir heute noch naß werden?“

„Na, hoffentlich!“ lautete die unerwartete Antwort. „Wenn's regnet, geht doch von den Gendarmen kein Schwanz ins Gelände. Dann sind wir sicher! Regnen müßte es jeden Abend von neun bis Mitternacht, das wäre ein Idealzustand, da könnten wir arbeiten!“

„'s muß auch ohne das gehen, Franzl!“ behauptete Toni, der Jüngere. „Wär doch noch schöner, wenn wir dieses ganze Gesocks nicht kleinkriegen könnten! Ich sage dir: die Mehrzahl der Bevölkerung steht auf unserer Seite!“

„Daß du dich nicht schneidest, Freunderl!“ knurrte Franz. „Möglich, daß die Mehrzahl voll Sehnsucht ins

Reich hinüberschaut! Aber frag einmal, wer für den Gedanken zu kämpfen bereit ist? Dir würden die Augen übergehn, wenn du sie zählen könntest! Diese Bürger sind ja so stumpfsinnig teilnahmslos, daß sie sich zu keiner Tat aufzuraffen vermögen. Wenn du dich auf die verläßt, bist du verlassen!"

„Da drüben — schau!" und damit deutete Toni nach zwei Gestalten, die sich von Voitsberg her der Höhe zu nähern schienen, „das könnten der Seppl und der Fritz sein!"

„Sind denn die Kerle verrückt geworden?" polterte Franz. „So geradeswegs aufs Ziel loszulaufen! Wenn die durch Zufall ein Schwarzer sieht, hält es nicht gerade schwer, sich den nötigen Vers darauf zu machen! Ausgerechnet die zwei zusammen, wenn sie's sind — das ist Unfug! Wo die doch schon auf der schwarzen Liste stehen! Hornochsen, miserablige!"

Toni schaute auf seine Armbanduhr. „Nachgerade wird's aber Zeit, wenn wir rechtzeitig dort sein wollen!"

„Was heißt hier rechtzeitig", warf Franz dazwischen, „dunkel genug muß es sein, dann ist's rechtzeitig. Alles andere ist wurscht. Haben die erst mal unser Versteck raus, dann können wir uns gratulieren!"

So ungeduldig Toni auch war, es blieb ihm nichts anderes übrig, als noch eine halbe Stunde zu warten, denn Franz war der Ältere und außerdem hier der Befehlende und Verantwortliche, der die Versammlung anberaumt hatte. Nationalsozialistische Versammlungen waren aber damals in Österreich streng verboten und standen unter schwerer Strafe.

Das Voitsberger Braunkohlenbergwerk Zangtal, das Franzl seinen Mitverschworenen als Versammlungsort

angegeben hatte, war für diese Zwecke wie geschaffen. Es lag weit außerhalb der Stadt, war durch einen Tannenwald vor jedem Blick ziemlich gedeckt und die Werkswache war nicht zu fürchten. Die stellte sich auf den Standpunkt, ein Braunkohlenbergwerk kann unmöglich gestohlen werden, und ob bei diesen Milliarden von Zentnern der eozänen Braunkohle ein Zentner mehr oder weniger da war, das fiel keineswegs ins Gewicht. Er war jedenfalls so feststehend, dieser Standpunkt, daß man sich deshalb auf keinen Fall die Nachtruhe rauben ließ.

Nun wurde diese Braunkohle schon seit uralten Zeiten teils über Tag, teils in Stollen abgebaut. Man trieb die Stollen in den Berg, und erwies es sich, daß ein solcher Stollen nicht mehr ergiebig war, dann ließ man ihn einfach liegen und verfallen, um an einer anderen Stelle das gleiche zu probieren. Gerade diese verfallenen Stollen hatten es indes den Nationalsozialisten angetan. Hier konnte kein unerwünschter Lauscher seine Ohren spitzen, denn der Zugang war leicht zu überwachen. Aus der Tiefe der Stollen aber drang kein Laut an die Erdoberfläche, was hier gesprochen oder beschlossen wurde, konnte höchstens verraten, niemals aber belauscht werden. Verräter indessen waren kaum zu befürchten, denn die Burschen, die hier zusammenkamen, um über den heiligen Begriff der Freiheit zu beraten, waren hundertfach erprobte Kämpfer, Fanatiker ihres Glaubens, die sich eher die Zunge abgebissen als Verrat geübt hätten.

Als Franz und Toni dem Bergwerk zuschritten, hätte man sie für Arbeiter halten können, die noch einen Spaziergang in der Abendluft machten.

Der Stollen, in dem an diesem Abend die Versammlung der „Nazis“ stattfinden sollte, war sehr geschickt ausgewählt, denn er lag an einer unübersichtlichen Stelle, so daß die Werkswache — wenn sie nicht gerade gewarnt war — nichts merken konnte. Er war nur auf schmalen Schleichwegen zu erreichen, die man kennen mußte. Als Franz und Toni die Nähe des Eingangs erreicht hatten, trat hinter einem Felsenvorsprung ein Bursche hervor, der ihnen mit den Worten: „Halt! — Losung?“ den Weg versperrte. Das Stichwort fiel, der deutsche Gruß klang auf, und wenige Schritte später standen die beiden am Stolleneingang, der in die Tiefe des Berges führte.
Mit lautem Hallo wurden die Ankömmlinge von den Kameraden begrüßt und geneckt, daß sie die letzten seien.
„Es wäre mir lieber, ihr wärt noch nicht alle hier und wir müßten warten“, fiel Franz den Freunden ins Wort, „ich habe den Eindruck, daß einige von euch verdammt leichtsinnig gewesen sind. Es kann uns bei unserer Lage nicht damit gedient sein, stur aufs Ziel loszugehen. Hat die schwarze Bande Lunte gerochen, dann kann keiner von euch die Garantie übernehmen, daß wir nicht eines Tages hier ausgehoben werden. Daß wir dann brummen müssen, das ist nicht das Schlimmste, aber daß unsere Arbeit zum mindesten unterbrochen, wenn nicht ganz lahmgelegt wird, das ist bedenklich!“
Das Bild, das sich in dem Stollen bot, war ohne Frage romantisch. Hatte man den noch im Betrieb befindlichen Hauptstollen passiert, dann zweigte nach einigen hundert Metern der verlassene Nebenstollen ab, der als „toter Stollen“ galt. Er mochte vielleicht drei Meter breit sein

und seine Höhe war immerhin so, daß man meistenteils aufrecht gehen konnte. Im Laufe der Jahre waren nun große Kohlefelsen herabgebrochen, so daß schon einige turnerische Gewandtheit dazu gehörte, um ihn zu passieren. Dieser „tote Stollen" drang auch einige hundert Meter in den Berg ein und das hintere Ende war soweit als möglich ausgeräumt worden, so daß ein ganz bequemer Versammlungsraum, langgestreckt wie eine Wurst — er wurde später auch vielfach als Schießstand benützt —, entstand. Die meisten waren mit kleinen Grubenlampen bewaffnet, aber das Licht einiger Fackeln gab dem Raume erst die rechte Romantik. Ein Stimmgewirr erfüllte das hinterste Ende des Stollens, zu dem sich Franz und Toni durcharbeiteten.

„Soll ich die Präsenzliste aufstellen?" frug Toni, an dessen Seite Franz sich niedergelassen hatte.

Franz, der nur mit halbem Ohr hingehört hatte, weil er sich mit einem anderen Kameraden unterhielt, sagte: „Meinetwegen!" eine Antwort, die er wohl kaum gegeben hätte, hätte er besser zugehört, denn das Aufstellen einer solchen Liste war in diesen Zeiten immer eine Gefahr, weil man nie wissen konnte, wem sie in die Hände fiel.

Das Stimmgewirr wuchs und wuchs, da sich jeder seinem Nachbar verständlich machen wollte, und an Neuigkeiten, die sie einander mitteilen mußten, fehlte es ja allen diesen Burschen nicht, denn die Unzufriedenheit im Lande wuchs und die politischen Spannungen nahmen von Tag zu Tag schärfere Formen an. Seit dem Tage, da Adolf Hitler im Reiche die Macht übernommen hatte, änderte sich das Bild für die österreichischen Nationalsozialisten gewaltig. Die Lehre dieses Deutsche-

sten aller Deutschen konnte natürlich nicht an Landesgrenzen haltmachen und hatte in den deutschsprachigen Auslandsgebieten, vor allem in Österreich, das von jeher ein deutsches Land gewesen, ebenso Wurzel geschlagen wie im Reiche. Erst war es eine Handvoll überzeugter Anhänger, genau wie im Reiche, dann ließen sich immer mehr davon überzeugen, daß allein auf dieser Lehre eine deutsche Zukunft aufgebaut werden könne. Die Entwicklung der Dinge in Österreich war diesen Ideen nur förderlich, weil ein abgrundtiefer Haß, eine bodenlose Leichtfertigkeit und eine Kurzsichtigkeit sondergleichen im Vertrage von St. Germain (1919) aus diesem schönen Lande ein lebensunfähiges Gebilde geschaffen hatte. Nicht die Lebensnotwendigkeiten eines Volkes waren die Grundlage dieser Verträge, sondern allein der sadistische Wille, für ewige Zeiten einen Zankapfel zu konstruieren, der alles Deutschtum vergiften konnte, der als Pufferstaat jeden deutschen Vorstoß in den Donauraum unterbinden sollte. Hatte doch in Versailles schon einer der „Prominenten" das zynische Wort gesprochen: „Wenn diese Deutschen in den nächsten fünfzig Jahren wieder Handel zu treiben beginnen, dann ist dieser Weltkrieg vergebens geführt worden!"

Gerade diese staatliche Lebensunmöglichkeit trat deshalb dem einzelnen in Österreich viel schärfer und klarer vor Augen als vielen im Reiche, wo sich trotz der Not und des Elends der Systemzeit immer wieder der eine oder andere Durchschlupf fand, um das Leben zu fristen. Der Boden für die Erkenntnis der Lehre und der Weltanschauung Adolf Hitlers war deshalb dort durch die Feinde von einst noch besser vorbereitet als im Reiche

selbst. Die Saat des Gedankengutes des Führers ging darum in Österreich auch verhältnismäßig schneller auf als im Reiche, wenn auch die Kreise, die die Macht in der Hand hatten, alle Mittel anwandten, um der Ausbreitung dieser Lehre entgegenzutreten. —
Eine Zeitlang unterhielten sich die Burschen, bis schließlich Franz Ruhe gebot. Sofort brachen alle Gespräche ab, denn in Franz, dem Unerschrockensten, Bewährtesten und vielleicht auch Besonnensten sahen sie alle ihren Anführer. Oder sagen wir besser: einen ihrer Anführer, denn solche Gruppen, wie sie hier in dem Bergwerksstollen tagten, gab es in Österreich tausendfach, alle nur von dem einen Glauben beseelt, zum Wohle ihrer Heimat für den Nationalsozialismus zu kämpfen und das schwarz-rote Joch der Pfaffen und der Marxisten abzuschütteln.
„Kameraden!“ begann Franz dann seine Ansprache, „ihr wißt alle, warum wir hier zusammengekommen sind. Unser Kampf ist in ein neues Stadium getreten, seitdem jener Dummkopf von einem entlassenen Soldaten einen Sprengkörper in eine Gruppe ‚Christlicher Sturmscharen‘ schleuderte. Er wollte sich rächen für seine Entlassung, das scheint mir außer Frage zu stehen, denn nur eine Spur von gesundem Menschenverstand hätte ihm sagen müssen, daß er auf diese Weise unsere Bewegung nicht fördert, sondern ihr unerhörten Schaden zufügt. Auf diesen Moment haben unsere Gegner schon lange gewartet. Sie konnten nämlich eine Bewegung, die sich so diszipliniert verhielt, nicht ohne weiteres verbieten, wenn sie sich nicht dem Vorwurf der Knebelung der Meinungsfreiheit aussetzen wollten. Wenn wir unsere Existenz seither durch die harmlose

Propaganda des Streuens von gestanzten Hakenkreuzen oder durch Bemalen der Wände mit Hakenkreuzen dokumentierten, so konnte man wohl mit Polizeiverordnungen dagegen vorgehen. Man konnte ‚Putzscharen' aus den vermeintlichen Tätern zwangsweise zusammenstellen, um die Straßen zu reinigen oder die Häusermauern abzuwaschen, man konnte aber zu keinem Parteiverbot kommen, ohne sich im Auslande lächerlich zu machen. Deshalb hat die Regierung und die mit ihr unter einer Decke steckenden Kreise einen Zwischenfall längst herbeigesehnt, um einen Vorwand zu haben, die Nationalsozialistische Partei in Österreich verbieten zu können. Dieses Verbot ist nun erfolgt."

„Pfui! Pfui!" gellte es in dem Stollen wider, denn diese Burschen waren ehrlich empört über das Vorgehen der Regierung.

„Damit allein ist nichts getan!" fuhr Franz unentwegt fort. „Unser Kampf geht weiter!"

„Heil! Heil!" dröhnte es durch den Stollen.

„Kameraden!" sprach Franz, „ich hoffe, daß ihr euch bewußt seid, was das heißt! Von dem Augenblick des Verbots an sind wir Freiwild für unsere Gegner, sind wir vogelfrei, und die ganze Meute, ob rot, ob schwarz, wird sich auf uns stürzen, um uns zu vernichten, um uns den Willen zu brechen!"

„Mich werd'ns schon net fang'n!" warf der lange Fritz dazwischen.

„Mi aa net!" lachte der Seppl.

„Ruhe!" donnerte Franz, „ihr habt bis jetzt gute Disziplin gehalten, von jetzt an ist es noch tausendfach mehr notwendig. Wir müssen dem Volke zeigen, daß wir noch da sind, das Volk muß den Eindruck haben, daß wir

uns nicht kleinkriegen lassen, was auch kommen mag! Aber, was wir auch unternehmen, es muß alles so organisiert, so angelegt sein, daß keiner geschnappt wird. Seid euch bewußt, daß auf allen unseren Aktionen die schwersten Strafen ruhen. Wir müssen mit allen Möglichkeiten rechnen, aber es soll uns keiner nachsagen können, daß wir feige die Flinte ins Korn geworfen hätten."

„Heil! Heil!" dröhnte es wiederum durch den Stollen, denn diese Burschen waren alle Fanatiker der Idee und bereit, Druck mit Gegendruck zu erwidern.

„Ihr wißt ja", fuhr Franz fort, „wir haben außer der Regierung mit nicht weniger als drei Gegnern zu rechnen: mit den Heimwehren Starhembergs, mit den Sturmscharen der Christlich-Sozialen und mit dem roten Schutzbund. Wir können nur sagen: Viel Feind' — viel Ehr'! Und in einem wissen wir sie alle einig: den Nationalsozialismus zu brechen und zu vernichten, koste es, was es wolle!"

Lärmend stimmten die Burschen bei.

„Ich wiederhole: der Kampf ist nur zu führen bei Wahrung der schärfsten Disziplin! Kein unbedachtes Wort darf eurem Munde entfliehen! Keine Aufzeichnung, wie sie auch geartet sein möge, darf bei euch gefunden werden! Keine Provokation, an denen es sicher nicht fehlen wird, darf euch aus der Ruhe bringen. Und selbst wenn man euch durch Beleidigungen provozieren wird, habt ihr zu schweigen und wegzugehen. Der Tag der Antwort und der Abrechnung kommt, dessen könnt ihr sicher sein — ihr habt's im Reiche gesehen —, dann ist erst die Stunde gekommen, wo ihr eure Antwort gebt! Wir kämpfen für eine große Sache, die turmhoch über der

Einzelperson steht, ihr seid Verschworene einer heiligen Idee! Man mag uns als vogelfrei erklären — der Sieg wird unser sein, wenn ihr Adolf Hitler die Treue haltet — wenn es sein muß, die Treue bis zum Tode!"

Begeistert stimmten die Burschen den Worten ihres Anführers zu, der ja nur aussprach, was sie alle dachten und empfanden. Durch den Fackelqualm war die Luft in dem engen Stollen kaum zu atmen, aber was scherte das diese begeisterten Kämpfer, die wußten, daß sie nur an einem solchen Orte ihrem Herzen ohne Scheu Luft machen konnten! Ihr Wille war hart wie Stahl, und die Not, die sie täglich in Stadt und Land zu sehen bekamen, vertiefte in ihnen nur die Überzeugung, daß es nur einen Weg der Rettung gäbe, den Weg des Nationalsozialismus. Sie waren alle zutiefst von dem Bewußtsein durchdrungen, daß es ihre heilige Pflicht war, für ihr Volk, für ihre Heimat zu kämpfen und entweder zu siegen oder unterzugehen.

Gar mannigfach waren die Vorschläge, die in der Aussprache über die nächsten Aktionen gemacht wurden. Manche davon wurden gleich als undurchführbar abgelehnt, andere wieder auf einen späteren Zeitpunkt vertagt. Man einigte sich schließlich dahin, daß durch eine Mundpropaganda — kein geschriebenes Wort sollte die einzelne Aktion verraten — die Befehle durchgegeben würden. Bevor Franz die illegale Versammlung schloß, ordnete er noch genau an, auf welchen Wegen sich die einzelnen nach ihrer Behausung zu begeben hätten, denn sah man sie zusammen, dann war der Verdacht sofort rege.

Als sie schließlich den schmalen Saumpfad nach dem Tannenwald emporklommen, bemerkte keiner den schwar-

zen Lauscher, der, in einem Ginstergebüsch versteckt, ihren Abmarsch beobachtete, um vielleicht noch den einen oder anderen zu erkennen und — anzuzeigen.

Es war auch ein Fehler, daß — entgegen den Weisungen Franzls — Fritz und Seppl nicht getrennt nach Hause gingen, sondern sogar noch den Toni mit nach Seppls Behausung nahmen, denn Fritz hatte sich in die fixe Idee verbissen, es müsse von dieser Versammlung und diesen Beschlüssen ein „Protokoll" aufgenommen werden.

Der schwarze Verräter heftete sich wie ein Schatten an die Fersen der drei Burschen und verstand es so geschickt, die Verfolgung durchzuführen, daß er eine knappe halbe Stunde später genau wußte, wo die drei geblieben waren.

In der Kammer des Fritz saßen die drei dann noch über eine Stunde zusammen. Tonis Schreibmaschine klapperte in der Stille der Nacht, und nicht nur die ganze Anwesenheitsliste wurde zu Papier gebracht, auch die Ausführungen Franzls wurden inhaltsgemäß niedergeschrieben.

Plötzlich donnerte eine klobige Faust ans Haustor. Ein eisiger Schreck befiel die drei jungen Leute. Sie blieben nicht lange im unklaren, denn eine barsche Stimme brüllte: „Sofort aufmachen! Gendarmerie!"

Verflucht, nun saßen sie in der Falle. Eine Verzögerung des Öffnens wäre verdächtig gewesen, denn man hatte sicher von außen das Licht gesehen und wohl auch das Klappern der Schreibmaschine gehört. Seppl faßte sich zuerst und rief halblaut den Kameraden zu: „Sofort alles Papier in den Herd und anzünden!"

Doch in der Erregung ging alles nicht so rasch, wie es

hätte gehen sollen. Fritz fand nicht gleich die Streichhölzer und Toni, der die geschriebenen Bogen zusammengerafft hatte, riß so hastig die Herdringe ab, daß sie klapperten. Als Seppl den Riegel der Haustür öffnete, stieß ihn der eintretende Gendarmeriebeamte sofort beiseite, stürzte in das Zimmer, wo im Herd sich gerade die Flamme zu entfalten begann. Ein hastiger Griff, das Feuer war ausgelöscht und alle Bogen, fast unversehrt, in den Händen der Gendarmerie.

Das Weitere spielte sich dann automatisch ab. Selbstverständlich wurden die drei Burschen sofort verhaftet, an Hand der aufgefundenen Liste hatte man ja auch die Namen der anderen Teilnehmer. Eine gute Stunde später wurden dann die übrigen aus den Betten geholt, so daß sich die ganze Versammlung in der gleichen Nacht noch im Gefängnis des Bezirksgerichts wieder zusammenfand. Was in dieser Nacht die drei Unvorsichtigen von Franz zu hören bekamen, war nicht schmeichelhaft, aber zu ändern war ja an den Dingen nichts mehr. Bereits am folgenden Morgen wurden sie dem Bezirkshauptmann vorgeführt, der ohne langes Fackeln über die „Verbrecher" sechs, bei dreien sogar acht Wochen strengen Arrestes wegen der illegalen Versammlung verhängte.

Kameraden helfen!

Am nächsten Morgen hatte sich die Nachricht von den Verhaftungen in der vergangenen Nacht wie ein Lauffeuer in der Stadt verbreitet, und eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte alle deutschgesinnten Bewohner ergriffen. War es doch das erstemal, daß man Nationalsozialisten aus dem Orte in so großer Zahl — es waren im ganzen fünfzehn, die man geschnappt hatte — verhaftete, und wenn nicht alles trog, stand ihnen diesmal allerhand bevor.

Im Hochparterre des Bezirksgerichts lag die Amtswohnung des Justizamtsrates Gröger. Unmittelbar an dessen Wohnung schloß sich in einem Seitenflügel das Gefangenenhaus an, in dem nun die festgenommenen Nazis verwahrt wurden.

Als Eugen, der älteste Sohn des Justizamtsrats, an diesem Morgen zum Frühstück erschien, rief ihm die Mutter schon entgegen: „Na, heute nacht haben sie ja einen ordentlichen Fang gemacht! Fünfzehn Nazis auf einen Schlag! Da wird den andern wohl die Lust vergehen, weiter für die NSDAP. zu arbeiten!"

Eugen erbleichte, denn er war sich sofort klar darüber, daß hier etwas Außerordentliches vorgefallen war. Wenn er auch wußte, daß durch den Verlust von fünfzehn Mann die Bewegung in Voitsberg nicht zusammenbrach, so konnten doch schwere Schäden auftreten,

je nachdem, wen sie festgesetzt hatten. Erst allmählich erfuhr Eugen, was sich eigentlich zugetragen hatte — natürlich war die Sache durch Frau Fama bereits gewaltig aufgebauscht worden —, und daß nur Parteigenossen unter den Verhafteten waren, schmerzte ihn tief, wenn er sich auch nichts anmerken lassen durfte.
Es war die Tragik vieler österreichischen Familien in damaliger Zeit, daß die politische Entwicklung tief in das Familienleben einschnitt. Auch die Grögers machten dabei keine Ausnahme. Der Vater war als Beamter bedingungslos in der Hand der Regierung. Kam nur die Spur eines Verdachtes auf, daß er mit den Nationalsozialisten sympathisierte, dann wurde er des Amtes enthoben und konnte mit seiner Familie betteln gehen. Die Mutter stand ganz unter dem Einfluß der Geistlichkeit, und Eugen, ihr Ältester, gehörte seit 1929 der Partei an. Daß in dieser Umgebung Eugen, der in der Partei den Spitznamen „Hannes" führte, nicht offen reden konnte, ergab sich von selbst, denn der Vater durfte, die Mutter wollte nichts von alledem wissen, was den Sohn bewegte. Erst recht, als der Kampf ins radikale Fahrwasser kam, stand Hannes allein. Er war von Beruf Diplomingenieur, aber arbeitslos, wie so ungezählte Tausende in Österreich, und hatte dadurch auch genügend Zeit, sich ganz für die Parteiarbeit einzusetzen.
Die neue Lage, die ihn an diesem Morgen überraschte — er verdankte es lediglich einem unberechenbaren Zufall, daß er nicht selbst die Versammlung besucht hatte, sonst säße er jetzt auch im Gefängnis —, mußte ihn automatisch auch vor neue Aufgaben stellen. Während er zu Hause Interesselosigkeit heucheln mußte, war es sein

erstes Bestreben festzustellen, wer eigentlich geschnappt worden war. Zu seinem Leidwesen ergab sich, daß nicht nur der Kreisleiter, sondern auch eine ganze Reihe der wertvollen Kämpfer dem Verrat zum Opfer gefallen waren. Das aber hieß Umgruppieren und Handeln, und derjenige, der am besten dazu in der Lage war, war ja Hannes, dessen Wohnung gleichsam Tür an Tür neben den Gefangenenzellen lag. Es war klar, daß trotz dieses unangenehmen Zwischenfalles die Aktivität der Partei keinesfalls gelähmt werden durfte. Das Volk mußte sehen: die Nazis leben trotzdem noch und sind reger als je zuvor. Freilich, für die Parteimitglieder, die sich jetzt einsetzten, war die Lage brenzlich, denn man durfte auch die Wachsamkeit des Gegners nicht unterschätzen.

Die Umbesetzung ging rasch vonstatten, denn sie wurde nicht von Formalitäten, sondern einzig und allein von der Zweckmäßigkeit und Zuverlässigkeit abhängig gemacht. Eugen Gröger, genannt Hannes, wurde kommissarisch mit dem Posten des Kreispropagandaleiters betraut, und das war in diesen Kampfzeiten die verantwortungsvollste Aufgabe, denn von dem Schneid, dem Pflichtbewußtsein und der Umsicht des Trägers dieses Amtes hing vieles ab.

Neben dem Ausarbeiten neuer Aktionen kam es nun hauptsächlich darauf an, den Kameraden in ihrem Gefängnis zu helfen. Dazu war nun Hannes der gegebene Mann. Er kannte nicht nur den Kerkermeister genau, er war auch mit der Örtlichkeit vertraut und zudem der einzige, der auf legalem Wege berechtigt war, einen Schlüssel für das Gebäude, wenn auch nicht für das Gefängnis, führen zu dürfen. Daß die Fenster der Gefangenenzellen, in denen Nazis saßen, nach dem Hofe

des Gerichtsgebäudes und nicht auf den besonders abgeschlossenen Gefängnishof gingen, erleichterte ihm den Verkehr mit den gefangenen Kameraden wesentlich.
Hannes wußte sich zu helfen. Von einem Fenster aus, das den Zellenfenstern des Gefangenenhauses zugewandt war, konnte man sich mit den Gefangenen mittels Zeichensprache verständigen und ihnen die nahende Hilfe mitteilen. Auch gelang es, eine lange Schnur in eines der Zellenfenster hineinzuwerfen, hinter dessen Gittern sich die gefangenen Nationalsozialisten befanden. Die Schnur war so lang, daß sie mühelos von dem Zellenfenster bis hinab in den Gefängnishof reichte.
Es kam zunächst einmal darauf an, die Verpflegung der Gefangenen zu verbessern, denn die Kost, die sie offiziell bekamen, war jämmerlich und konnte auch den kräftigsten Burschen in kurzer Zeit auf den Hund bringen. Unverzagt führte Hannes seine Hilfsaktion durch. Die Frauenschaft wanderte von Parteigenossen zu Parteigenossen und sammelte Spenden für die Gefangenen. Hatte sie dann so siebzig oder achtzig Schilling zusammen, dann kaufte sie in den Lebensmittelgeschäften ein. Ölsardinen, Käsepackungen, Würste, Schokolade, Keks, kurz lauter Sachen, die ohne weitere Zubereitung genossen werden konnten. Natürlich fehlten auch Zigaretten nicht. Hatte man so einen Rucksack voll zusammen, dann begann die schwierige Arbeit des „Verpackens". Denn die Gefängnisfenster waren ja vergittert und wenn die einzelnen Dinge zu groß waren und sie nicht durch die Öffnung gingen, konnte ja der ganze „Transport" daran scheitern.
Einige beherzte Frauen machten sich nun an die mühevolle Arbeit, die einzelnen Lebensmittel in ganz schmale

Päckchen zu verpacken, die an einer langen Schnur festgebunden wurden, so daß die ganze Lebensmittelsendung wie ein sonderbarer Rosenkranz aussah. Diese Maßnahme war nötig, damit dieser „Rosenkranz" an die Schnur angeknüpft werden konnte, die von dem Zellenfenster aus zum Gefängnishof herabgelassen wurde.
Das Haus der Parteigenossin Maria Schwarz war am besten dazu geeignet, alle diese Dinge zu sammeln, dort konnten sie auch in aller Ruhe verpackt und bis zur Durchführung der Aktion aufbewahrt werden. Es war keine Kleinigkeit, all die Waren in schmale Pakete zu verpacken und fest an einer Schnur aufzureihen, damit in kürzester Zeit die Hilfe durchgeführt werden konnte. Hannes hatte sich dafür zwei unbedingt verläßliche Kameraden ausgesucht, um sie damit vertraut zu machen, denn er mußte damit rechnen, daß, wenn die Sache aufkam, der Verdacht zuerst auf ihn fallen mußte, was für Hannes böse Folgen hätte haben können. Also hieß es, sich auch nach dieser Seite hin gründlich zu sichern. Er überließ ihnen für kurze Zeit seinen Hausschlüssel, so daß sie in der Lage waren, sich einen Nachschlüssel anfertigen zu lassen. So konnten auch die beiden andern ins Haus, dann in den Keller und durchs Kellerfenster in den Gerichtshof gelangen, so daß bei den späteren Hilfsaktionen die Anwesenheit von Hannes nicht mehr notwendig war.
Drei Tage saßen die gefangenen Nazis bereits in ihrem Kerker, zusammengepfercht wie die Heringe in einer Tonne. In der vierten Nacht sollte der erste „Transport" steigen. Schon am Tage hatte Hannes durch Zeichensprache vereinbart, daß um Mitternacht — und die

konnten ja auch die Gefangenen durch die in der Nähe befindliche Kirchturmuhr leicht feststellen — alles bereit sein solle.
Die Nacht sank nieder. Licht um Licht verlosch in der Stadt und auch in dem großen Gerichtsgebäude war alles längst zur Ruhe gegangen. Nur im Keller saßen die drei Verschworenen und holten den verborgenen Rucksack, der den „Rosenkranz" barg, aus seinem Versteck. Noch einmal wurden alle Knoten nachgeprüft, und als es auf Mitternacht zu ging, krochen die drei Verschworenen wie die Katzen durch das Kellerloch in den Hof des Gerichtsgebäudes.
Es war eine mondlose Nacht und schon deshalb dem Vorhaben äußerst günstig. An die Hauswand gedrückt, schlichen Hannes und ein Vertrauter bis unter die Fenster der Gefangenen, während der dritte bereit stand, um auf etwaige Überraschungen aufzupassen und gegebenenfalls den Rückzug zu decken. Die nahe Kirchenuhr hatte kaum die zwölfte Stunde ausgeschlagen, als das Knirschen eines Fensterrahmens hörbar wurde, und kurz darauf senkte sich eine lange Schnur aus der Höhe in den Hof hinab.
Alles Weitere rollte ganz programmäßig ab. Schnell wurde der „Rosenkranz" an die Schnur geknüpft, ein leiser Ruck an der Schnur, sofort wurde diese von oben eingezogen und all die leckeren Dinge stiegen zur größten Befriedigung der Verschworenen ohne den geringsten Zwischenfall zum Kerker der Nazis empor. Auf dem gleichen Wege, auf dem sie gekommen, zogen sich die drei zurück und bald lag Voitsberg im tiefsten Schlummer.
Zwei- oder dreimal führte Hannes selbst die Transporte

durch, dann hatte er die Kameraden so weit, daß er ohne Bedenken ihnen diese Aufgabe allein überließ. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß die Sache gemerkt wurde und der Verdacht zuerst auf ihn fiel, weil er im Gerichtsgebäude wohnte.

Wie berechtigt diese Vorsicht war, sollte sich bald zeigen. Allerdings wurde das Augenmerk des Kerkermeisters durch die Unüberlegtheit der Nazis selbst auf diese Durchstechereien — bei denen ja auch Briefe gewechselt wurden — gelenkt, denn es mußte dem Hüter des Gesetzes natürlich auffallen, wenn in dem Hofe des Gerichtsgebäudes sich die leeren Ölsardinenbüchsen allmählich häuften. Wie zu erwarten war, wurde sofort Hannes verdächtigt, mit den Gefangenen zu konspirieren. Man stand vor einem Rätsel, dessen Lösung nur in der Hand von Hannes liegen konnte. Doch fehlten alle Angriffspunkte und die Eltern von Hannes wiesen diese Beschuldigung scharf zurück, denn sie hatten ja tatsächlich keine Ahnung, was sich da in stiller Nacht abspielte.

Wie es aber in einer solch kleinen Stadt geht, die Sache sprach sich herum und durch den ausgesprochenen Verdacht litt das Ansehen der Familie Gröger fühlbar. Ein Zufall sollte dann die Dinge zur Explosion bringen, allerdings auch Hannes als Unschuldsengel hinstellen, denn gerade in diesen Tagen war er für kurze Zeit ins Gebirge gefahren.

Der Kerkermeister, dem man keine allzu große Liebenswürdigkeit den Gefangenen gegenüber nachsagen konnte, denn er pisackte sie, wo er konnte, war bei der Ausgabe des Mittagessens mit einem der gefangenen Nazis in Streit geraten. Unüberlegt und unbeherrscht hatte dieser dann dem Kerkermeister den Blechnapf mit der dünnen

Brühe aus der Hand geschlagen und gerufen: „Friß deinen Fraß selber, wir haben Besseres!"
Das war für den Kerkermeister nun eine einwandfreie Bestätigung für die Durchstechereien, und natürlich hatte er nichts Eiligeres zu tun, als Meldung zu errstatten. Wieder tauchte der Verdacht gegen Hannes auf, der die Mutter von Hannes um so mehr wurmte, als Hannes ja gar nicht in Voitsberg war.
Ohne jemand ein Wort zu sagen, beschloß sie, auf eigene Faust zu handeln, um den Sohn reinzuwaschen und den Makel von der ganzen Familie zu nehmen. In den folgenden Nächten legte sie sich in einer Kammer, die nach dem Hofe ging, auf die Lauer und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Sie brauchte auch gar nicht lange zu warten, denn die Nazis dachten gar nicht daran, ihre Verbindung mit den Gefangenen aufzugeben. Schon in der zweiten Nacht — es ging ungefähr auf Mitternacht zu — hörte sie leise das Haustor des Bezirksgerichts aufschließen, und gleich darauf sah sie eine Gestalt, die sich mit einem großen Rucksack auf dem Rücken zum Keller hinabschlich.
So schnell sie ihre Beine trugen, eilte sie zur Wohnung des Kerkermeisters und weckte diesen aus dem Schlaf. Der Beamte war zwar keineswegs entzückt über die Störung seines nächtlichen Schlummers, aber die Nachricht, daß man wieder Lebensmittel zu schmuggeln beabsichtige, verscheuchte schnell jeden Schlaf. Sofort eilte er zum Telefon, alarmierte die Gendarmerie, riß dann den Schlüssel vom Schlüsselbrett und stürzte nach dem Hauptportal, das er wider Erwarten offen fand.
Wenige Minuten später hatte sich das Bild völlig verwandelt. Gendarmen und Miliz bevölkerten den Hof

sowie die Korridore und nahmen eine gründliche Durchsuchung des Bezirksgerichts vor.

Während sich dies im Erdgeschoß abspielte, hatte sich Franz Schorr mit seinem Rucksack voll Lebensmitteln in den Keller geschlichen. Er mußte noch etwas warten, denn die vereinbarte Zeit war noch nicht da. Als er aber dann durch das Kellerfenster in den Hof hinaufsteigen wollte, war dieser plötzlich erleuchtet. Gleichzeitig hörte er auch, wie das Hauptportal wieder verschlossen wurde. Er saß in einer Falle. Es blieb ihm nur übrig, in den Keller zurückzukriechen, sich hinter einem Gestell zu verstecken und der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Es dauerte auch nicht lange, bis man ihn hinter dem Gestell entdeckte, ihn herausholte und sofort verhaftete. Sein schöner Rucksack verfiel der Beschlagnahme. Mit sechs Wochen Gefängnis büßte er seinen Wagemut.

Mutter Gröger aber hatte ihr Ziel erreicht; mit Stolz und Selbstbewußtsein konnte sie sagen: „Seht ihr, mein Eugen hat doch mit der ganzen Sache nichts zu tun!"

Freilich, die Nationalsozialisten nahmen ihr diese Rechtfertigung verdammt übel. In der folgenden Nacht gingen alle Fenster der Grögerschen Wohnung samt und sonders in Trümmer. „Unbekannte Täter" — wie es in dem Gendarmeriebericht hieß — hatten zu dem Problem Stellung genommen.

Als Hannes aus den Bergen zurückkam, staunte er nicht wenig über die Vorfälle in der Zwischenzeit, aber das konnte seinen Wagemut nicht brechen. Obgleich der Gefängnishof nun Tag und Nacht unter scharfer Bewachung stand, gelang es ihm doch noch mehrere Male,

„Rosenkränze" auf dem gleichen Wege in die Gefangenenzellen zu schmuggeln. Sehr zustatten kam ihm dabei, daß der Hof von einer Kammer aus gut zu übersehen war und die Anwesenheit eines Wachpostens leicht festzustellen war. Nur mußten jetzt die Aktionen mit größter Vorsicht durchgeführt werden.
Als schließlich der Kerkermeister herausbekam, daß immer noch Verbindungen zwischen den gefangenen Nazis und der Außenwelt bestehen mußten, wurden dauernd Wachposten aufgestellt. Doch Hannes ließ nicht locker. War ihm dieser Weg zu den Kameraden verlegt, dann sollten wenigstens die Posten allmählich durch dauernde Angst mürbe gemacht werden. So explodierten denn des öfteren in stiller Nacht Papierböller im Gefängnishof und setzten alles in Angst und Schrecken. Diesen Täter haben sie nie erwischt!

Illegale Propaganda

Alles kam darauf an, dem Volke zu zeigen: die Bewegung lebt, diese Bewegung ist nicht kleinzukriegen, sie triumphiert selbst über Kerker und Tod. Eine Flut von Verordnungen und Gesetzen hatte das Dollfuß-System ausgespien, um sie zu knechten, um sie zu zerbrechen. Die Partei war verboten, jede neue Zusammenfassung stand unter Strafe, ja selbst auf dem Gruß „Heil Hitler!" stand schwerste Strafe. Für den ganzen Denunziantenklüngel war es eine wahrhaft goldene Zeit, denn das Dollfuß-Schuschnigg-System wollte ja den „österreichischen Menschen" züchten, jenen Homunkulus, der weder zu leben vermochte noch sterben konnte.

Die Hoffnung der Behörden, daß mit der Sistierung der Teilnehmer jener illegalen Versammlung im Stollen und mit ihrer Einkerkerung das Rückgrat des Nationalsozialismus in Voitsberg und Umgebung gebrochen sei, erwies sich als ein gründlicher Irrtum. Statt jener fünfzehn Geschnappten trat ein Mehrfaches jener Zahl in den aktiven Kampf ein, und statt der erhofften Ruhe war für die Behörden eine vielfache Unsicherheit die Folge. Seit Hannes dort die Propaganda leitete, war man vor nichts mehr sicher. Daß er sich der Malkolonnen bediente, die „Heil Hitler!" an Hauswände malten oder eine Flut von gestanzten Papierhakenkreuzen über die Straßen streuten, geschah nur, um die Behörden dauernd in Bewegung zu halten. Um den Glauben der

breiten Masse an die Kraft der Bewegung wachzuhalten, waren andere Mittel notwendig.
Drüben im Reiche war ja der Nationalsozialismus durch die Machtübernahme aus der Theorie in die Praxis übertragen worden und entfaltete sich in der segensreichsten Weise. Die österreichischen Zeitungen, zum weitaus größten Teil in den Händen von Juden, schwiegen sich darüber aus oder — wenn sie gar nicht drum herumkamen — versuchten alles durch schäbige Nörgeleien zu verkleinern. Deutsche Zeitungen aus dem Reiche aber waren für die Österreicher verboten, wie es ja auch verboten war, deutsche Sender im Radio einzuschalten. Die Wahrheit über den Nationalsozialismus sollte mit allen Mitteln unterdrückt werden, denn die Behörden wußten sehr wohl, daß das Durchsickern der Wahrheit der NSDAP. in Österreich nur neuen Auftrieb geben konnte.

Mit dem Verbot und der Auflösung der Partei in Österreich waren natürlich auch die Druckschriften der Partei verboten worden. Dennoch brachte es der Gau in Graz fertig, lange Zeit die Zeitung „Der Kampf" illegal herauszugeben. Es war nicht zum letzten das Verdienst der österreichischen Eisenbahner, daß diese Zeitung bis in die entferntesten Städtchen und Dörfer gelangte, denn diese Beamten standen zum größten Teile auf seiten des Nationalsozialismus. Die Aufgabe des Kreispropagandaleiters war es dann, die Weiterleitung dieser Zeitung an die einzelnen Parteigenossen zu organisieren.
Jedoch genügte diese eine Zeitung keineswegs, um die Stoßkraft der Partei zu gewährleisten. Es gehörte schon ein gutes Gedächtnis dazu, alle Parteigenossen und In-

teressenten im Kopfe zu haben, sie regelmäßig zu beliefern, die Parteibeiträge einzuziehen, die Zeitungen zu verkaufen, ohne sich ein schriftliches Verzeichnis anlegen zu dürfen. Man muß sich nur einmal vorstellen, daß heute eine Ortsgruppe ohne jeden Schriftverkehr, ohne Aufzeichnungen, Abrechnungen, ohne Mitgliederlisten ihren Betrieb aufrechterhalten sollte, und man wird begreifen, was das hieß, zumal damals ein Kreis sich über ein Gebiet von dreißig und mehr Kilometer erstreckte und jede Gedächtnisschwäche, jede Verwechslung von Personen unter Umständen Verrat und Kerker im Gefolge haben konnte. Wer mit einer Flugschrift oder der Zeitung „Der Kampf" erwischt wurde, konnte sich unweigerlich auf zwei Monate Arrest gefaßt machen.

Doch schließlich erreichte auch die Zeitung „Der Kampf" ihr Schicksal, sie flog auf. Von heute auf morgen fiel eines der wichtigsten Propagandamittel aus. Da blieb dem Hannes als Propagandaleiter nichts anderes übrig, als im Bezirk eine eigene Zeitung zu schreiben und selbst die Flugschriften zu entwerfen und für ihre Verteilung zu sorgen.

In normalen Zeiten hätte man sich vielleicht behelfen können, hätte die Arbeit in geistiger und technischer Hinsicht verteilen können, aber hier war ja Kriegszustand. Hier mußte man jeden Augenblick gewärtig sein, daß die Späher des Gegners irgend etwas entdeckten. Schon die Frage der Vervielfältigung bereitete keine geringen Schwierigkeiten. Im ganzen Bezirk befand sich ein Abziehapparat und das war in diesen Monaten das wichtigste Instrument. Seine sichere Aufstellung und Unterbringung mußte zunächst das Hauptziel des Propagandaleiters sein. Hannes wußte wohl, daß sie ihm in

Voitsberg scharf auf die Finger sahen, deshalb brachte er dieses kostbare (weil nicht zu ersetzende) Stück in einem Sägewerk in Bärnbach bei Voitsberg unter in der Obhut eines zuverlässigen Parteigenossen. Nicht minder schwierig war es, Schreibmaschinen aufzutreiben. Da jede Schreibmaschine ihre ganz charakteristischen Merkmale hat, konnte die Gendarmerie öfters feststellen, wo die Schreibmaschinen gekauft waren und die Besitzer der Schreibmaschinen hatten dann endlose Scherereien bis sie nachweisen konnten, daß sie keine Ahnung hatten, wer damit geschrieben bzw. für welchen Zweck sie die Schreibmaschine verliehen hatten. Schließlich konnte Hannes doch drei oder vier einsatzbereite Kameraden auftreiben, die nicht nur über eine Maschine verfügten, sondern auch stenographisch so gewandt waren, daß sie Rundfunkübertragungen aufnehmen konnten.

Brachten dann die deutschen Sender bemerkenswerte Übertragungen — eine der wichtigsten war damals z. B. die Führerrede in den Siemenswerken an die deutschen Arbeiter — so mußten diese Parteigenossen die Rede stenographisch aufnehmen, einer übertrug sie sofort in die Maschine auf Wachsplatten. Wenige Stunden nach Schluß der Rede waren die Matrizen dann bei Hannes, der sich schleunigst auf den Weg nach Bärnbach machte, um die Abzüge herzustellen. Wo der Vervielfältigungsapparat eigentlich stand und arbeitete, das wußten außer Hannes nur wenige, um die Gefahr der Entdeckung zu verringern. Waren dann die Abzüge fertig, so warteten schon an vorher bestimmten Punkten in der Umgebung andere Parteigenossen, von denen jeder einen Stoß der Abzüge zum Austragen und Verbreiten erhielt. Motor-

radfahrer standen bereit, um die Abzüge in die entferntesten Ortschaften des Bezirks zu bringen. Wenn man bedenkt, daß für jeden einzelnen schwere Arreststrafen winkten, dann muß man den Mut anerkennen, mit dem diese illegale Propaganda betrieben wurde.
Die Wachsplatten waren kaum zwei bis drei Stunden in der Hand von Hannes, dann mußte alles vervielfältigt und zum Transport fertig sein. Die Wachsplatten aber und alles, was sonstwie die Sache hätte verraten können, mußten vernichtet sein.
Das schwierigste war, die Abzüge in die Stadt Voitsberg hineinzubringen, denn dort war die Gendarmerie voller Mißtrauen. Bei Nacht war es nahezu unmöglich, denn da wurde alles untersucht, was von draußen kam. Trug einer einen Paletot, dessen Taschen dick aussahen, so konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, daß er angehalten und der Tascheninhalt untersucht wurde. Daß mitgeführte Aktentaschen genau unter die Lupe genommen wurden, war selbstverständlich. Doch die Nationalsozialisten wußten sich zu helfen. Warum war in den männlichen Hosenbeinen noch so viel Platz? Da konnte man bequem so fünfhundert Stück um die Ober- und Unterschenkel gewickelt transportieren. Auf diesem Gebiet leisteten auch die Parteigenossinnen wertvolle Mitarbeit. So mancher Busen nahm zu gewissen Tagesstunden, wenn es ans Verteilen ging, den doppelten Umfang an, manche Wäschestücke bekamen auf einmal große Taschen, über deren Zweck der gestaunt hätte, der sie auf der Wäscheleine sah. So kam es, daß die Behörden nur ganz vereinzelt zum Einschreiten kamen. Und hatten sie wirklich einen oder eine erwischt, dann wußten diese natürlich nicht, woher die Flugblätter

waren. Sie wußten es tatsächlich nicht, denn der ganze Propagandaapparat war so organisiert, daß der einzelne nur seinen Vorder- und seinen Hintermann kannte, aber nur einer oder zwei den ganzen Apparat übersahen. Der konnte allerdings nur funktionieren, wenn jeder auf die Minute seine Pflicht erfüllte — und sie setzten sich alle ein, oft bis zur Selbstaufopferung. Das Gedankengut des Führers hatte in ihren Herzen Wurzel geschlagen und sie kämpften alle auf einem schwierigen Posten gegen eine Übermacht, gegen Polizeivorschriften und träge Dummheit, gegen ideologische Verranntheit und blinden Haß.

Aber sie kämpften mit Erfolg. Die Führerrede aus den Siemens-Werken fand reißenden Absatz in den Arbeiterkreisen, Reden von Göring, Dr. Goebbels u. a. waren nicht minder begehrt. Hannes hatte eine schwere Arbeit, mit seinem kleinen Vervielfältigungsapparat allen Anforderungen nachkommen zu können.

Der Zweck wurde erreicht. Allmählich begann der Bauer und der Arbeiter die Dinge unter einem anderen Gesichtswinkel zu betrachten. Er erkannte, daß er dem Untergange geweiht sein würde, wenn nicht eine starke Hand auch in Österreich das Steuer herumriß. Diese starke Hand hatte aber nur ein Mann — der Führer!

Das Hakenkreuz über Voitsberg

Es mußte den Voitsbergern wieder einmal gezeigt werden, daß die NSDAP. noch lebt, daß es noch ein Hakenkreuz gibt. Einige Zeit war bereits vergangen, seit die letzten Hakenkreuze an den Mauern zu sehen waren, seit der deutsche Gruß, der den österreichischen Behörden ein solch großer Dorn im Auge war, die Passanten erfreut hatte. Die Gendarmerie hatte sich die Sache bequem gemacht, sie hatte einfach eine Reihe bekannter Nationalsozialisten aus den Betten geholt und sie zwangsweise zu einer Putzschar zusammengestellt, die die Häuserfronten und Wandflächen wieder säubern mußten. Da man aber auch in Österreich keine Arbeit ohne Bezahlung leistet — wenigstens wenn nicht der Nachweis einer Täterschaft in diesem Falle geführt werden konnte —, so durften die Haus- oder Grundstücksbesitzer für die Kosten aufkommen, was keineswegs die Behörden beliebter machte.
Hannes plante mal wieder einen großen Schlag, und dazu erschien ihm der alte Wachtturm auf der Burg Krems gerade recht. Burg Krems lag auf einem Berg, der das Kainachtal nach Osten abschloß, ungefähr drei Kilometer von Voitsberg entfernt. Man mußte also eine auf dem Turm der Ruine gehißte Hakenkreuzfahne unbedingt weithin sehen. Es mußte ein Hauptspaß werden, wenn dort plötzlich eine Hakenkreuzfahne auftauchte und die Gendarmerie wieder einmal ihre Ohnmacht erkannte, derartige Demonstrationen zu verhindern.

Doch die Ausführung war nicht ganz einfach. Zunächst mußte man einmal eine Hakenkreuzfahne auftreiben, groß genug, daß sie auf diese Entfernung gesehen werden konnte. Da mußten zuerst Parteigenossen heran, die in aller Stille und Heimlichkeit eine acht Meter lange Fahne zusammennähten. Wie nun diese Fahne unbeobachtet nach der Burg bringen? Es blieb nichts anderes übrig, als einem der beiden Begleiter die Fahne um den Leib zu schlingen. Er sah zwar aus wie ein ausgestopfter Weihnachtsmann, aber da man den Transport in der Nacht durchführte, konnte es gewagt werden, zumal man die gewöhnlichen Straßen nach Möglichkeit mied.

Voitsberg lag längst in tiefem Schlummer, als sich Hannes und seine Kameraden an die Ausführung der Tat machten. Unangefochten kamen sie bis zur Ruine Krems, die unter Denkmalschutz steht. Handwerkszeug führten sie mit sich, denn sie mußten ja auch erst einen geeigneten Baum fällen, um eine Fahnenstange zu bekommen. Alles ging planmäßig vonstatten, nur die eiserne Doppeltür, die den Zutritt zu dem alten Wachtturm freigab, machte einige Schwierigkeiten. Doch Widerstände sind dazu da, überwunden zu werden. Schließlich hatten sie auch den Eingang erzwungen, und nun begann die nicht minder schwere Arbeit, Fahne und Fahnenstange bis zur Höhe des Turms zu schaffen. Alles ging glücklich vonstatten und nach einigen Stunden mühseliger Arbeit flatterte das Hakenkreuzbanner am nächtlichen Himmel.

Doch damit war die Aufgabe noch keineswegs erledigt. Man konnte mit absoluter Sicherheit annehmen, daß die Gendarmerie, sobald bei Tagesanbruch die Fahne entdeckt

war, sofort Leute entsenden würde, um sie herunterzuholen. Das zu verhindern oder wenigstens stark zu erschweren, war wohl der schwierigste Teil des Unternehmens.

Im Innern des Turmes führte eine schwere eichene Treppe bis zum Zinnenkranz empor. Die beiden Wangen der Treppe waren gewichtige eichene Balken von gut einem halben Meter Durchmesser. Die Treppe mußte vernichtet werden, koste es, was es wolle, denn nur so konnte man den Schergen den Aufstieg zur Plattform unmöglich machen. Zunächst schlugen alle Versuche fehl, die mitgebrachte Säge war viel zu schwach, um diese Arbeit zu bewältigen. Einer der Kameraden mußte zuerst ins Tal hinab, um eine große Säge herbeizuschaffen.

Nach einstündiger Pause begann die Arbeit aufs neue, diesmal mit einer starken Säge. Es war eine Herkulesarbeit, diese schwere Treppe in drei Teile zu zerschneiden, aber sie wurde geschafft. Fast konnte man es als Wunder bezeichnen, daß nicht einer der heruntersausenden Teile einem der kühnen Revolutionäre den Schädel zertrümmerte. Aber nach endlosem Mühen war das Werk vollendet. Auf dieser Treppenruine konnte auch kein „österreichischer Mensch“ mehr die Plattform erreichen.

Um ganze Arbeit zu schaffen, mußte noch die schmale eiserne Doppeltür so verbarrikadiert werden, daß keiner sie mehr zu öffnen vermochte. Hier zeigte sich die Erfindungskraft der drei am besten. Die eiserne Doppeltür öffnete sich nach innen, eine kleine Plattform ließ gerade den Raum frei, daß die beiden Türflügel geöffnet werden konnten, dann kam schon die erste Stufe. Durch das Schlüsselloch wurde ein Bindfaden gezogen, an dem ein

schwerer Backstein innen befestigt war. Nun verließen die drei den Turm, schlossen die Türe hinter sich und dirigierten an dem Bindfaden den Backstein so lange hin und her, bis er den Raum zwischen Tür und Stufe ausfüllte, so daß er von innen die Türe verrammelte.
Das Werk war vollendet und in der Morgendämmerung erreichten die drei „Attentäter" ungesehen ihre Wohnungen.
Als der erste Zug am frühen Morgen gen Graz fuhr, entdeckte man die Fahne auf der Ruine. Es sprach sich wie ein Lauffeuer herum, und es dauerte nicht lange, dann stauten sich im Kainachtale die Menschen, die alle, teils begeistert, wenige wütend auf die Fahne blickten.
Beim Voitsberger Gendarmerieposten tobte man.
„Unerhörte Frechheit!" — „Sträfliche Provokation", das waren so die mildesten Ausdrücke, die man zu hören bekam. Es blieb nichts anderes übrig, es mußte eine Kommission abgesandt werden, um diesen „Stein des Anstoßes" baldigst zu beseitigen. Doch nach gut zwei Stunden kam die Kommission unverrichteter Dinge zurück: sie hatte sich keinen Eingang verschaffen und nicht auf die Höhe des Turmes gelangen können, wo die Fahne flatterte.
Bei der Gendarmerie gab es viele verlegene Gesichter. Man stand vor einem Rätsel, wie die „Schandbuben" das wieder hatten fertigbringen können. Das Telephon spielte unaufhörlich zwischen Voitsberg und Graz.
Dauerndes Drängen auf der einen Seite, den Anstoß zu beseitigen, verlegenes Eingeständnis auf der anderen, daß man machtlos den Dingen gegenüberstehe.
Schließlich hatte einer der oberen Gendarmerieherren eine rettende Idee.

„Sitzt nicht im Zuchthaus in Graz der Mosbacher Jackl (einer der berüchtigsten Fassadenkletterer jener Zeit) seine Zuchthausstrafe ab? Der muß herbei!"

Erneute Telephongespräche und schließlich traf mit dem Mittagszug der Zuchthäusler aus Graz ein, dem man fünfzig Schillinge versprochen hatte, wenn er die Fahne herunterholen würde.

Der Jackl sah sich den sechzig Meter hohen Turm an.

„Jegerl, jegerl", meinte er, „für fünfzig Schillinge sein Leben riskieren? 's ist schon ein schweres Stück Arbeit."

„Na, sagen wir hundert!" meinte der Bezirkshauptmann, der in sehr unbehaglicher Laune dabeistand. Von der Gnade eines Zuchthäuslers abhängig zu sein, war selbst für ihn etwas viel. Aber es mußte geschafft werden, der Landeshauptmann verlangte es.

Schließlich entschloß sich der Jackl zu dem schweren Aufstieg von außen, der in der Tat eine Leistung war. Er kam glücklich bis zur Höhe und ihm gelang es dann, die Fahne einzuziehen und den hohen Herren am Fuße des Turms den Zustand des Treppenhauses zu vermelden.

Dreiviertel Tag hatte die Hakenkreuzfahne über dem Kainachtal geflattert.

Die hohe Gendarmerie gedachte sich aber für die gehabte Mühe zu rächen und richtete an den Besitzer der Ruine ein großes amtliches Schreiben, in dem sie den Besitzer aufforderte, seine Schadenersatzansprüche für diesen Bubenstreich geltend zu machen. Diese wollte man zwangsweise den Nationalsozialisten aufbrummen plus den hundert Schillingen für den Jackl.

Der Besitzer des Turmes aber enttäuschte die Gendarmeriebehörde, indem er schrieb:

„. . . Ich bedaure, keine Schadenersatzansprüche geltend machen zu können. Die Treppe war morsch und hätte sowieso erneuert werden müssen. Es tut mir nur leid, daß Sie wohl für einige Zeit auf den Genuß der schönen Aussicht vom Turme aus werden verzichten müssen, bis ich wirtschaftlich in der Lage bin, die Treppe erneuern zu lassen.

Ihr alleruntertänigster X. X."

Die Nationalsozialisten hatten wieder einmal bewiesen, daß sie noch in ungebrochener Kraft lebten und für ihre Ideale kämpften.

Knallen muß es!

Auch die wirksamste Propagandamethode nutzt sich im Laufe der Zeit ab. Es mußte aber darauf ankommen, das Volk aufzurütteln. Wenn auch der weitaus größere Teil hinter den Nationalsozialisten stand, so hatte doch auch das Dollfuß-System seine Anhänger, die vor allem unter den Juden und den Anbetern des Hauses Habsburg zu suchen waren. Hätten die Nazis sich ruhig verhalten, so hätte doch ein Teil ihrer Anhängerschaft dank den Einflüsterungen und der Propaganda des politischen Klerus und der Gewerkschaften unsicher werden können. Es galt einfach die Existenz des Nationalsozialismus immer wieder zu beweisen und zugleich zu zeigen, daß auch Terror und Verfolgung nicht in der Lage sind, diesen Glauben brechen oder besiegen zu können.

Das Hakenkreuz war der Dorn im Auge der Verfolger; also wurden immer neue Wege gesucht und gefunden, um dieses den Gegnern verhaßte Symbol dem Volke vor Augen zu führen. Waren es seither Fahnen, an exponierten Punkten aufgehängt, oder gestanzte Hakenkreuze, die auf die Straße gestreut wurden, so versuchte man es nun einmal mit Silhouettenwirkung. An einer weithin sichtbaren Stelle, an der Ruine Obervoitsberg, wurde ein großes Hakenkreuz aus Holz aufgestellt, dahinter ein Eimer, der mit benzingetränkten Sägespänen gefüllt war. Das Feuer hinter dem Hakenkreuz zeichnete

die Holzfigur scharf und weithin sichtbar ab, und bis die Gendarmerie erschien, war der ganze Spuk verschwunden.
Allmählich war man auch dazu übergegangen, durch Schreckschüsse die Gendarmen zu beunruhigen. Man hatte Papierböller hergestellt und sie an den verschiedenen Punkten, im Gefängnishof, vor der Gendarmeriewache und an manchen anderen Orten, zur Explosion gebracht. Aber da man nur Schwarzpulver zur Verfügung hatte, war die Detonation gering; es lohnte sich kaum, auf diese Weise zu arbeiten. Also mußte man auch hier zu neuen Methoden übergehen, und Hannes zerbrach sich nun den Kopf darüber, wie man wohl am besten selbst Sprengstoffe herstellen könne.
Nun war zwar Hannes technisch mit allen Hunden gehetzt, aber er war kein Chemiker und mußte sich erst in endlosen und mühsamen Versuchen alle Kenntnisse zusammentragen, um Nitroglyzerin oder Schießbaumwolle selbst herstellen zu können. Daß es ihm überhaupt möglich war, verdankt er der wackeren Mitarbeit der drei Gebrüder Rittler auf Schloß Greisenegg, denn in der elterlichen Wohnung konnte er solche Versuche nicht wagen. Dort auf Schloß Greisenegg, wo er auch als Hauslehrer der beiden jüngeren Rittlersöhne aus und ein ging, fand er nicht nur die passenden Räumlichkeiten, sondern auch die begeisterte Unterstützung der Brüder Walter, Cyrus und Rudi Rittler, die bald zu den fanatischsten Verteidigern des neuen Glaubens gehörten.
Daß aller Anfang schwer ist, davon konnte sich auch Hannes hier wieder überzeugen, denn dieses Arbeiten mit Säuren setzte eine gewisse Übung voraus, die Hannes sich erst selbst mühsam beibringen mußte. Die Ver-

suche, Nitroglyzerin herzustellen, schlugen samt und sonders fehl; sie erzielten zwar Explosionen, die oft nicht ungefährlich waren, doch das erwartete Ergebnis blieb aus. Mehr Glück hatten sie schon in der Herstellung von Schießbaumwolle. Auch das sah theoretisch einfacher aus, als es die praktische Ausführung war, denn es genügte nicht, Watte zu kaufen und sie mit Säuren zu behandeln, allein die Trocknung dieser getränkten Watte machte unendliche Mühe und Arbeit.

Einmal, als Hannes, Cyrus und Walter bei Nitroglyzerinversuchen waren, ging die Mischung gerade in dem Augenblick los, als eine Hausangestellte den Raum betreten wollte. Ein Schwall von übelriechenden Dämpfen schlug ihr entgegen und auch den drei Experimentierenden blieb nichts anderes übrig, als die Flucht zu ergreifen, bis die Dämpfe sich verzogen hatten. Ein andermal waren sie beim Trocknen der Schießbaumwolle, die in einer großen Papiertüte auf dem Kachelofen lag. Da betritt Jockl, der Knecht, das Zimmer mit großen Buchenscheiten im Arm, um im Ofen Holz nachzulegen. Die gleichmäßige, aus dem Ofen ausströmende Wärme hatte der Schießbaumwolle nichts getan, sondern sie nur langsam getrocknet. Als Jockl jedoch das Ofentürchen öffnete, um das Holz hineinzuschieben, schlug eine Glutwelle empor, die durchaus genügte, um die noch teilweise feuchte Schießbaumwolle zur Explosion zu bringen. Ein dumpfer Knall, über dem Ofen die brennende Papiertüte und vor dem Ofen der entgeisterte Jockl, der in die Knie gesunken war und ein Kreuz schlug — das war alles. Die Schießbaumwolle aber war hinüber. Nur den Jockl hätten keine zehn Pferde mehr dazu gebracht, an diesen Ofen zu gehen.

Zwischen all diesen chemisch-technischen Versuchen, zu denen auch die Fabrikation der Hülsen, Pfropfen und Zünder der Papierböller gehörten, wurde auch die Herstellung von neuen Papierfahnen nicht vergessen, denn irgendwie mußte man ja die Existenz der Partei betonen, bis diese Böllerversuche in die Tat umgesetzt werden konnten. Auch dazu bot Schloß Greisenegg bequeme Gelegenheit, wenn man auch dauernd mit Überraschungen von seiten des Personals rechnen mußte.

Mehrfach hatte man inzwischen auf hohen Schornsteinen Hakenkreuzfahnen gehißt und ihre Entfernung dadurch erschwert, daß man den Blitzableiter, an dem man hochgestiegen war, beim Herunterklettern gleich mitnahm. Aber allmählich verfing diese Propaganda nicht mehr, denn die Gendarmerie hatte „Spezialisten" dafür herangebildet, solche Fahnen herunterzuholen, so daß das Hakenkreuz bisweilen kaum eine Stunde in den Lüften flatterte.

Auch die ersten Böllerversuche waren nicht allzu ermutigend. Es fehlten vor allem die Erfahrung und die Berechnungen, welches Quantum für einen bestimmten Zweck angebracht ist. Man mußte sich gleichsam im Dunkeln vortasten. Die Sache hatte aber auch noch einen anderen Haken. Wenn zum Beispiel so ein Böller im Hofe der Gendarmerie losging und durch den Luftdruck an die hundert Fensterscheiben zertrümmert wurden, so brummte die Gendarmerie den Schadenersatz den als Nationalsozialisten bekannten Volksgenossen zwangsweise auf. Besonders für die minderbemittelten Parteigenossen wurde das allmählich unerträglich, so daß ihnen aus Parteimitteln der Betrag der „Buße" gegeben werden mußte, denn die Polizei griff erbarmungslos durch

und holte die letzte Kuh aus dem Stall, wenn einer nicht zahlen konnte.

Der Weihnachtsabend 1933 war wieder einmal so eine Gelegenheit, wo man etwas von sich hören lassen mußte. Also wurden verschiedene Gruppen mit der Loslassung von Papierböllern beauftragt, eine andere Gruppe mußte an einer gut sichtbaren Stelle ein Hakenkreuzfeuer abbrennen und eine letzte Gruppe, die sich Hannes selbst vorbehielt, sollte die Fahnenhissung auf Burg Krems wiederholen.

Das war nun freilich ein schwieriges Stück Arbeit, denn die Treppe existierte ja nicht mehr. Nur die untere Eisentüre hatte man inzwischen wieder instand gesetzt, daß sie sich öffnen ließ. Der 24. Dezember 1933 war ein eisig kalter Tag, alles war tief verschneit, und ein beißend scharfer Wind machte den Aufenthalt im Freien mehr als ungemütlich. Hannes hatte angeordnet, daß von seinen beiden Begleitern der eine eine Lötlampe, der andere einen großen Topf mitbringen solle. Da der Nebel im Tal in der Weihnachtsnacht ziemlich dicht war, kamen die drei ungesehen auf Burg Krems. Alles verlief programmäßig, wenn auch der Aufstieg zu den Zinnen diesmal unerhörte Schwierigkeiten bot, denn er war nur mit Steigeisen zu bewältigen.

Das Bild allerdings, das sich Hannes und seinen Kameraden darbot, nachdem sie die Zinnen erklommen, war einzigartig. Ihnen zu Füßen wallte ein dichtes Nebelmeer, aus dem nur die Spitze der Ruine und einige Baumwipfel hervorlugten. Das Ganze war in grelles Mondlicht getaucht und bot einen märchenhaften Anblick, so daß die kühnen Kletterer beinahe ihre Arbeit darüber vergaßen. Schließlich aber rief sie doch die

Pflicht wieder in die Wirklichkeit zurück, die mitgebrachte Fahne wurde an einem selbstgefällten Baumstamm gehißt und unter unendlichen Mühen am Zinnenkranze vertraut. Diesmal sollte aber der Gendarmerie das Niederholen noch mehr erschwert werden. In dem mitgebrachten Topf wurde mit der Lötlampe Schnee geschmolzen und dieses Wasser von den Zinnen auf der Außenseite des Turmes herabgeschüttet, so daß binnen weniger Minuten die ganze Außenseite des Turmes vereist war. Nach drei Stunden schwerster Arbeit war das Weihnachtswerk vollendet. Das Tor wurde wieder sorgfältig verrammelt — die Fahne flatterte.

Die Gendarmerie fluchte nicht wenig, als am Weihnachtsmorgen wieder die Arbeit des Niederholens begann. Man mußte erneut den Fassadenkletterer zu Hilfe rufen, doch bei dieser Vereisung konnte auch der Verbrecher nur mit eingeschlagenen Eisen hinaufkommen und so die Fahne als das „corpus delicti" erobern. Aber bis sie eingezogen war, war das Weihnachtsfest vorüber. Zwei volle Tage hatte sie allen Bemühungen getrotzt.

Gleichzeitig sollte eine dritte Gruppe ein Hakenkreuz auf der Ruine Obervoitsberg abbrennen. Das große drei Meter hohe Hakenkreuz, das man in dem Stollen des Braunkohlenbergwerks Zangtal erbaut, mit Lumpen umwickelt und mit Benzin getränkt hatte, konnte aber wegen des herrschenden Nebels nicht in Betrieb gesetzt werden.

Auch die Silvesternacht eignete sich vorzüglich zu solchen Demonstrationen. Diesmal hatte man sich eine Unmenge kleiner Hakenkreuzwimpel verschafft, die mit einer kleinen Bleikugel als Gegengewicht beschwert über

Baumäste und Drahtleitungen geworfen wurden. Das war ein einfaches und wirksames Mittel, zumal es mitten in der Stadt Voitsberg durchgeführt werden konnte. Die Gendarmerie dagegen schimpfte mörderlich, daß ihr auch die Feiertagsruhe des Neujahrstages geraubt wurde, denn sie hatte ja für die Beseitigung dieser Wimpel zu sorgen. Stundenlang mußte der Hochspannungsstrom ausgeschaltet werden, nur um diesen harmlosen Symbolen beikommen zu können.

Für die „Voitsberger Zeitung" gab jede dieser Aktionen eine Fülle von Stoff. Der Zeitungsverleger, selbst ein Nationalsozialist, ließ gerade diese Berichte breit auswalzen und aufbauschen und besonders die Arbeit der Gendarmerie „gebührend würdigen". Wieviel faustdicke Ironie dabei war, die natürlich auf die Nazis anregend wirkte, das merkten die Behörden erst viele Monate später, und dann wurde die Berichterstattung über diese Zwischenfälle überhaupt verboten.

Aber es mußte einmal „etwas Neues" ausgeheckt werden! Etwas noch nicht Dagewesenes, etwas Verblüffendes. So sehr sich auch der Kreisleiter den Kopf zerbrach, es wollte ihm nichts einfallen. Da kam Hannes auf eine großartige Idee. Es war tiefer Winter, alles verschneit und seit zwei Tagen hatte Tauwetter eingesetzt, so daß der große Hauptplatz von Voitsberg ein einziger Matsch war. Hannes überlegte sich nun: Wenn man Kalziumkarbid Wasser zusetzt, entwickelt sich Azethylen. Streut man nun in diesen Schneematsch Kalziumkarbid, dann muß sich auch Azethylen entwickeln. Streut man es in Form eines Hakenkreuzes, dann muß man mitten in der Stadt ein Hakenkreuz abbrennen können. Der Gedanke war kaum aufgetaucht, als Hannes

schon an die Ausführung ging. Er kaufte sich zunächst einmal ein Kilogramm Kalziumkarbid, begab sich damit nach dem Schloßpark zu Greisenegg, denn dort konnte man die Sache in Ruhe ausprobieren. Dort herrschte zwar noch nicht dieser Matsch, aber der Versuch gelang so über Erwarten gut, daß an dem Erfolge gar nicht zu zweifeln war.

Es mochte nachmittags gegen 17 Uhr gewesen sein, als Hannes die drei Rittlers am Hauptplatz traf und ihnen von dem gelungenen Experiment erzählte.

„Großartig! Großartig!" jubelte Rudi, „wollen wir's gleich machen?"

„Seid ihr bereit?" gab Hannes zur Antwort, „ich bin fertig!"

„Also dann", meinte Cyrus, „fangen wir jetzt gleich an!"

Um diese Zeit herrschte am Hauptplatz der größte Betrieb des Tages. Auf den Bürgersteigen drängten sich die Fußgänger, und auch die Fahrbahn war stark belebt, aber der Platz wies freie Flächen genug auf, wo man eine solche Aktion unternehmen konnte. Die Gefahr des Entdecktwerdens war nur riesengroß, denn daß bei so vielen Menschen nicht einer die Täter erkennen sollte, war kaum anzunehmen.

Im nächsten Laden beschaffte sich Hannes zehn Kilogramm Kalziumkarbid. Da er die Inhaberin als Nationalsozialistin kannte, genügte sein Hinweis, daß diese Ware nie bei ihr gekauft worden sei, um sie zum Schweigen zu veranlassen. Ein Lehrling mußte den Sack nach dem Torbogen eines Gasthofs bringen, wo die Rittlerbuben warteten. Nun beratschlagte man über den Platz, wo die Aktion vor sich gehen sollte und welcher

Fluchtweg der günstigste sei. Es war ein ausgesprochener Glücksumstand, daß der Sturm in der vom Hauptplatz abzweigenden Gerichtsgasse die Lichtleitung zerstört hatte, so daß diese Gasse in völligem Dunkel lag. Das war für die Auswahl des Platzes der Aktion entscheidend, denn dann konnte man nach dem Anzünden mit einigen Sätzen im Dunkel verschwinden.
Kaum war man sich darüber klar, als auch schon zur Ausführung geschritten wurde. Mantelkragen hoch, die Mützen tief ins Gesicht gedrückt, um möglichst nicht erkannt zu werden. Cyrus nahm den Sack unter den Arm und schlitzte ihn mit seinem Dolchmesser auf, so daß das Kalziumkarbid herauslaufen konnte. Es wurde ein Augenblick abgepaßt, wo kein Schwarzer zu sehen war — dann bildeten die Verschworenen einen Kreis.
„Los!“ kommandierte Hannes. Cyrus machte zwei Sätze nach rechts, dann vier geradeaus und wieder zwei nach links. Zwei Flügel des Hakenkreuzes waren gestreut. Dann wurde das gleiche mit den anderen beiden Flügeln gemacht. Das Ganze hatte nur wenige Sekunden in Anspruch genommen und war kaum aufgefallen. Walter Rittler hatte die Streichhölzer bereit. Als er aber jetzt in Brusthöhe ein Streichholz entzündete, war durch das Matschwetter schon eine derartige Gasentwicklung entstanden, daß eine mächtige Explosion erfolgte, die die „Täter“ beinah umwarf. Der Schall der Explosion und das Aufflammen des lodernden Hakenkreuzes ließ die Passanten erstarren.
Hannes und die Rittlerjungen waren aber mit wenigen Sätzen in der Dunkelheit der Gerichtsgasse verschwunden.
Auf dem Hauptplatz von Voitsberg brannte ein Haken-

kreuz! Das war die Sensation des Tages. In dichten Scharen drängten sich die Massen um das prächtige Feuerwerk, das durch die große Menge des verwandten Kalziumkarbides dauernd neue Nahrung bekam.
Die Gendarmerie stürzte herbei. Die „Christlichen Sturmscharen“ wurden mobil gemacht und sollten es ablöschen. Sie versuchten es mit Schnee, erreichten aber das Gegenteil, denn der Schnee zerschmolz in der Flamme und das hinzutretende Wasser verstärkte nur die Gasentwicklung.
Natürlich fehlte es an Stimmen aus dem Publikum nicht.
„Das könnt ihr eh nit löschen, dazu seid ihr viel zu blöd!“ das war so ziemlich die harmloseste Apostrophierung dieser Milizscharen.
Voitsberg hatte sein großes Gaudi und Gesprächsstoff auf Tage hinaus.
Inzwischen begaben sich die Täter schleunigst nach Schloß Greisenegg, wo sie mit der harmlosesten Miene der Welt zu den Karten griffen. Das heißt: Beim Spiel war keiner von ihnen, das war nur Theater; sie waren innerlich viel zu erregt, um ans Spiel denken zu können. Im Grunde erwarteten sie nämlich jeden Augenblick ihre Verhaftung, denn es schien ihnen unglaublich, daß man sie nicht erkannt haben sollte.
Doch es geschah — nichts! Die einzige Geschäftsfrau, die sie erkannt hatte, schwieg. Das Lob der Gauleitung traf die „Täter“ wenige Tage später in voller Freiheit an. Die Gendarmerie zerbrach sich vergeblich den Kopf, wer die Täter sein könnten, und versuchte aufs Geratewohl durch Haussuchungen hinter die Geheimnisse der Nazis zu kommen.

Haussuchungen

Es war um die Mittagsstunde des folgenden Tages, als Hannes durch den gut organisierten Meldedienst die Kunde erreichte: Auf Schloß Greisenegg ist Haussuchung! Zehn Mann der „Sturmscharen" suchen!
Verflucht nochmal! Da war drohende Gefahr. Hannes wußte ganz genau, wo im Keller von Greisenegg vorbereitete Papierböller versteckt lagen. Fielen die den Sturmscharen in die Hände, dann war das Leben der Rittlerbuben keinen Pfifferling mehr wert, denn das fiel unter das Kapitel Sprengstoffattentate, und darauf stand Todesstrafe. Hier mußte sofort energisch gehandelt werden, um die Kameraden zu retten.
Nun war Schloß Greisenegg ein sehr ausgedehnter Besitz, den abzusuchen eine geraume Zeit in Anspruch nahm. Zum Glück kannte Hannes den ganzen Komplex weit besser als die Suchenden, und darauf gründete er seinen Plan.
Sofort holte er sich eine zuverlässige Parteigenossin, die eine Markttasche mitnehmen mußte und einen jungen Burschen, und mit diesen beiden umging er das Schloß. Während an den Haupteingängen die Sturmscharen Wache standen und niemand weder hinein- noch herausließen, drang Hannes mit seinen Begleitern von der Rückseite her in den Keller ein, holte die Böller aus ihrem Versteck, barg sie in der Markttasche und entkam ungesehen mit seinen Begleitern. Die größte Gefahr war beseitigt.

Nun hätte es natürlich Hannes außerordentlich interessiert, was wohl die Sturmscharen auf dem Schlosse unternahmen, und so entschied er sich, als „harmloser Besucher" sich dorhin zu begeben.
Doch bereits auf halbem Wege sieht er aus der Entfernung die drei Rittlerjungen in Begleitung eines Gendarmen auf sich zukommen. Er kann nicht erkennen, ob sie Gefangene sind oder nicht, aber er bemerkt eine unauffällige, abwinkende Handbewegung von Cyrus, die ihm genug sagt. Er verschwindet seitwärts hinter einem Hang, ohne von dem Gendarmen beachtet zu werden.
Auf das Schloß zu gehen, hat jetzt keinen Sinn. Er beschließt, das eigne Heim aufzusuchen. Zu Hause angekommen, begab er sich zuerst in die Küche, da er noch kein Mittagbrot gegessen hatte. Doch eine neue Überraschung stellte sich ihm in den Weg: mitten in der Küche stand mit aufgepflanztem Seitengewehr ein Milizsoldat und bewachte die ganze Familie Gröger, während der Gendarm Herzog mit einigen Begleitern in der Grögerschen Wohnung Haussuchung vornahm.
„Ja, do schaut's her!" rief Hannes verblüfft aus, „was macht denn ihr hier?"
„Haussuchung!" antwortete der Posten lakonisch.
„Da hast du uns ja wieder was Schönes eingebrockt!" jammerte die Mutter, die in Tränen aufgelöst am Küchentisch saß.
„Aber was denn, Mutter", antwortete der Sohn, „die können ruhig suchen, ich habe nichts zu verbergen!"
Scheinbar völlig ruhig ließ er sich das Mittagbrot vorsetzen. Die Tatsache, daß der Posten ihn nicht sofort verhaftete, bewies ihm immerhin, daß die Behörde kein konkretes Beweismaterial in Händen hatte, sondern nur

einen Verdacht hegte und nach Beweisen suchte. So schlau war er auch, daß er kein belastendes Material innerhalb der väterlichen Wohnung aufhob.

Jedoch, Hannes hatte kein ganz reines Gewissen, und deshalb zog er es vor, die elterliche Wohnung wieder zu verlassen. Unter dem Vorwande, sich rasch noch Zigaretten beschaffen zu müssen, entfernte er sich zunächst einmal, um in sicherer Entfernung den weiteren Verlauf abzuwarten. Der Posten ließ ihn auch ohne Widerspruch gehen. Gegen 16 Uhr war die Haussuchung bei Grögers zu Ende. Sie hatte keinen Erfolg, trotz aller Mühe, die sich der Gendarm Herzog gab. Nur in Hannes' Waschtischschublade befanden sich einige leere Luftballonhüllen (wie man sie für Kinderluftballons braucht), die in Herzogs Finger fielen. Da er aber deren „Gefährlichkeit" nicht kannte, ließ er sie liegen. Doch so harmlos sie waren, einige Wochen später wären sie fast für Hannes verhängnisvoll geworden, da Hannes nicht ahnte, daß Herzog sie bei dieser Haussuchung gesehen hatte.

Es mochte 17 Uhr vorbei sein, als Hannes, der längst von dem Ende der Haussuchung unterrichtet war, nach Hause zurückkehrte. Kaum hatte er aber zu vespern begonnen, als aufs Neue ein Hipo (Hilfspolizist der Sturmscharen) erschien und ihn zu einer sofortigen „Einvernahme" bei dem Gendarmeriekommandanten abholte. Nun blieb nichts anderes übrig, als der Aufforderung Folge zu leisten. Immerhin ließ die Tatsache, daß auch jetzt noch kein Verhaftungsbefehl ausgesprochen war, darauf schließen, daß noch keine Beweise gefunden worden waren. So folgte er denn dem Polizisten zum Hauptquartier des Gendarmeriegewaltigen.

Der Gendarmeriepostenkommandeur Moitzi war ein lan-

ger, hagerer Bursche, auf dessen zerfurchtem Gesicht sich die Spuren seiner anstrengenden Tätigkeit deutlich ausprägten. Als ihm der Ingenieur Gröger (alias Hannes) gemeldet wurde, ließ er ihn sofort eintreten. Er hielt es sogar für angebracht, ihn mit einer gewissen Zuvorkommenheit zu behandeln und bot ihm in seinem nüchternen, kahlen Amtszimmer sofort einen Stuhl vor seinem Schreibtisch an.

„Ja, Herr Ingenieur", begann er die Unterhaltung, „es tut mir außerordentlich leid, wenn ich Sie hierher bemühen mußte, aber Sie werden verstehen: Pflicht ist Pflicht! Da nun eine Anzeige gegen Sie vorliegt — ich sage ja nicht, daß ich ihren Inhalt glaube — werden Sie verstehen, daß ich nicht anders handeln konnte."

„Na, do schau her!" tat Hannes ganz entrüstet. „Wer hat es denn gewagt, mich anzuzeigen?"

„Ja, man soll's nicht glauben, was eben alles geschieht!" fuhr der Kommandant fort und griff dabei nach einem Aktenstück, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag. „Ich will offen gegen Sie sein: hier liegt eine Anzeige der Hausangestellten Maria B. vor, die bis vor wenigen Tagen auf Schloß Greisenegg angestellt war und dann wegen einer Differenz entlassen wurde. Es handelt sich also ganz offensichtlich um einen Racheakt."

Haha, — dachte Hannes — Nachtigall ich hör dir trabsen! Jetzt wußte er schon, worauf die Sache hinauslief.

„Diese Hausangestellte", setzte der Kommandant seine Erklärung fort, „kam nun hierher und machte folgende Anzeige: Sie, Herr Ingenieur, und die drei Söhne des Herrn Rittler sollen droben auf Schloß Greisenegg Sprengstoffe hergestellt haben. Sie habe die Rauchent-

wicklung und die Explosion selbst erlebt. Sie will auch gesehen haben, daß droben auf dem Schlosse Fahnen gemalt und diese dann hinter dem Ofen getrocknet wurden."

„Daß i net lach'", brauste Hannes scheinbar entrüstet auf. „Ja, glauben Sie denn, Herr Kommandant, daß man Sprengstoffe in Wohnzimmern herstellt?"

„Das habe ich mir auch gesagt!" beruhigte der Kommandant. „Aber sie sagte auch ferner aus, daß sie in einem unbeobachteten Augenblick im Flur in Ihre Aktentasche geschaut und darin eine ganze Anzahl von Flaschen, die Säuren enthielten, gesehen habe. Wie können Sie das erklären?"

„Also, Herr Kommandant", antwortete Hannes, „diese Maria ist eine sakrisch dumme Gans! Sie hat sogar in ihrer Dummheit recht gesehen, denn diese Säuren habe ich in meiner Aktentasche mit ins Schloß gebracht. Aber die Schlußfolgerungen, die sie daraus zieht, sind saudumm! Es wird Ihnen bekannt sein, daß mein Freund Walter Rittler Geologe ist. Die Säuren hatten nur den Zweck, die verschiedenen gesammelten Gesteinsproben auf ihren Gehalt chemisch zu untersuchen. Sie werden doch verstehen, daß es volkswirtschaftlich von höchstem Interesse ist zu wissen, was aus unseren Bodenschätzen zu machen ist. Und daß bei solchen Versuchen schließlich auch mal ein Reagenzglas explodiert und üble Dämpfe entstehen, lieber Gott, das kommt in jedem Laboratorium alle Tage vor."

„Sehr richtig, sehr richtig, Herr Ingenieur!" stimmte der Kommandant bei, „das habe ich mir schon selber gedacht. Aber nun sagen Sie, was hat es mit diesen Fahnen auf sich, die das Mädchen gesehen haben will. Sie

wissen, doch, daß uns die Entfernung dieser schrecklichen Embleme eine unsägliche Mühe macht!"

Hannes konnte sich eines inneren Grinsens nicht erwehren. Nach außen hin aber sagte er würdevoll: „Ich bitte Sie, Herr Kommandant, wie würden meine Freunde und ich es wagen — —. Aber auch diese Sache hat eine furchtbar harmlose Erklärung. Bekanntlich ist mein Freund Cyrus Rittler Techniker, der immer große Zeichnungen anzufertigen hat. Nun sind die jungen Herren — na, sagen wir mal, etwas großzügig, so daß sie des öftern mit dem Pinsel herumspritzen und den Fußboden beklecken. Das sind die Spuren, die das Mädchen auf dem Boden gesehen hat, und daß man dann eine solche Zeichnung hinter dem Ofen trocknet, dürfte auch eine ziemlich alltägliche Angelegenheit sein. Daß ich als der Hauslehrer des Schlosses dem Freunde dabei helfe, dürfte doch durchaus unverdächtig sein!"

Zum Glück hatte die entlassene Hausangestellte das Hakenkreuz nicht gesehen, weil die acht Meter lange Fahne zusammengerollt war, sonst wäre das Verhör wohl anders ausgelaufen. So meinte nur der Kommandant: „Es freut mich, Herr Ingenieur, daß Sie die Anzeige so entkräften konnten. Ihre Freunde, die ich bereits vernommen habe, haben das gleiche ausgesagt. Entschuldigen Sie nur, daß ich Sie hierher bemühen mußte, aber Sie verstehen: Pflicht ist Pflicht. Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen, Sie können jetzt gehen."

Als Hannes den Gendarmerieposten verließ, machte er zwar ein sehr ernstes Gesicht, aber innerlich hätte er sich biegen können vor Lachen, daß der Beamte so prompt auf den Schwindel hereingefallen war. Es hatte sich doch als richtig erwiesen, daß die Freunde vor der

Ausführung jeder Tat ganz genau die Sicherungsmaßnahmen besprachen für den Fall, daß mal eine Sache schief ging.

Der Gendarmeriekommandant gab die Anzeige mit seinen Erhebungen an den Bezirkshauptmann weiter und nach einigen Tagen bekamen die vier Freunde eine Vorladung zur Verhandlung. Noch einmal spielte sich das gleiche Theater mit den nämlichen Entlastungsaussagen ab und das Endergebnis war ein glatter Freispruch.

Von dem Kalziumkarbid-Hakenkreuz auf dem Hauptplatz, das die Gespräche der Bevölkerung immer noch nährte, war bei den hohen Behörden keine Rede mehr. Das kam zu dem recht umfangreichen Stoß von Akten, auf dem geschrieben stand: Täter unbekannt!

Waffen müssen herbei!

Die Hauptsorge dieser jungen Freiheitskämpfer war natürlich, in den Besitz von Waffen zu gelangen, denn das leuchtete ihnen allen ein, daß man mit Knüppeln keinen Krieg führen kann. Waffen im Besitz zu haben war natürlich immer ein Risiko, denn darauf standen die härtesten Strafen, und die Dollfuß-Büttel konnten sich hohe Belohnungen holen, wenn sie irgend jemand verrieten, der im Besitz von Waffen war. Es war auch nicht gerade einfach, in den Besitz von Waffen zu kommen, denn die Roten, die ausreichend Waffen besaßen, hüteten sie wie ihren Augapfel, da sie ja wußten, daß eines schönen Tages auch von ihrer Seite ein Kampf um die Macht im Staate geführt werden müsse.

Das änderte sich erst nach dem roten Putsch vom Februar 1934. Die Marxisten waren geschlagen worden, und jetzt wurde es für sie gefährlich, Waffen im Besitz zu haben. Die Arbeiter, die dem Republikanischen Schutzbund angehört hatten, verkauften ihre noch verborgen gehaltenen Waffen für ein Spottgeld, und diese Gelegenheit ließen sich die Nationalsozialisten nicht entgehen.

Hannes war ja in Voitsberg und im ganzen Kreis bekannt wie ein bunter Hund. Auch den Roten war es durchaus kein Geheimnis, welche Rolle Hannes spielte, und es kam oft genug vor, daß zwischen Licht und

Dunkel auf der Straße irgendein Mann an ihn herantrat und ihm zuflüsterte:
„Herr Ingenieur, ich habe zwei oder drei Gewehre!"
Es gehörte natürlich eine ziemliche Selbstbeherrschung dazu, mit völlig unbekannten Leuten über so kitzlige Fragen zu verhandeln, denn man mußte ja auch damit rechnen, daß irgendein Spitzel eine Falle stellte, um die Nazis zu überführen. Im allgemeinen verliefen aber diese Verhandlungen ziemlich glatt, denn wenn der Unbekannte schon einmal seine Adresse genannt hatte und man durch Umfragen in der Nachbarschaft hatte feststellen können, daß diese Adresse wirklich stimmte, dann war kaum mit einer Gefahr zu rechnen, denn der Mann hätte sich ja selbst gefährdet.
In den allermeisten Fällen handelte es sich um Arbeiter, die in und um Voitsberg wohnten. Es gab dann einen abendlichen Spaziergang nach der genannten Wohnung, zumeist waren es Arbeiterwohnungen, in denen bittere Not herrschte. Da wurde mit dem Verkäufer verhandelt, und die Leute waren oft glücklich, wenn sie für einen Karabiner zehn Schilling bekamen. Waren die Waffen neu, dann gab es mitunter auch fünfzehn und zwanzig Schilling für ein gutes Gewehr, und auch die Munition wurde anständig bezahlt.
Die finanzielle Frage bereitete verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten. Es gab ja damals noch keine geordnete Einziehung der Beiträge und noch viel weniger eine Kontrolle. Es durften ja noch nicht einmal Mitgliederlisten aufgestellt werden, damit sie nicht durch einen unglücklichen Zufall in falsche Hände gerieten. Das hätte die ganze Bewegung an dieser Stelle gefährden können. Die Politischen Leiter mußten ihre Mitglieder alle im

Köpfe haben, und das Einziehen der Beiträge war eine Vertrauensangelegenheit im weitesten Sinne dieses Begriffes. So kam es, daß die führenden Köpfe der Bewegung immer über Geld verfügten und auch immer Geld bekommen konnten, wenn es sich um solche Käufe handelte. Das Vorhandensein der Waffen mußte dann als Quittung genügen.

War so der Kauf der Waffen verhältnismäßig einfach, so bereitete der Abtransport und ihr Verstecken um so größere Schwierigkeiten. Wehe dem, der sich mit einem Gewehr hätte abfassen lassen. Aber sowohl Hannes wie den Begleitern, die er mitnahm, leisteten die bauschigen Lodenmäntel ausgezeichnete Dienste. Da konnte man ein bis zwei Gewehre jeweils gut darunter verbergen, ohne daß es sonderlich auffiel. Und oft genug stolzierten sie brav und ehrbar mit den Gewehren unter dem Mantel an den Schergen des Dollfuß vorüber, ohne daß diese etwas ahnten. Dann wurde zumeist der „Spaziergang“ bis nach dem Bergwerk Zangtal ausgedehnt, wo die Waffen in einem halbverschütteten Stollen sicher aufbewahrt wurden.

Es passierte auch Hannes, daß er eines Tages Waffen von einem Arbeiter kaufte, und daß er vier Wochen später den gleichen Mann in der Schutzkorpsuniform wiedertraf. Hätte er den Mund aufgemacht, daß Hannes von ihm Waffen gekauft hätte, dann wäre ihm nicht nur eine hohe Belohnung sicher gewesen, zum mindesten wäre Hannes für längere Zeit im Konzentrationslager verschwunden. Aber diese Arbeiter waren in der Mehrzahl ehrlich und gaben sich nicht als Verräter her, denn sie waren ja auch nur durch die große Not ge-

zwungen worden, diesen Weg zu gehen. Auch der Mann in der Schutzkorpsuniform hat den Mund gehalten.
Über die Waffenlager wußten im allgemeinen nur zwei bis drei Mann genau Bescheid. Waren die Waffen glücklich im Depot untergebracht, so war damit die Arbeit keineswegs beendet. Was nutzten die schönsten Waffen, wenn sie in einem Stollen verrosteten? Die Waffen mußten gepflegt und betreut werden, damit sie irgendwann einmal ihre Aufgabe erfüllen konnten. Vielfach waren auch Reparaturen nötig. Und hier war es vor allem der im Bergwerk von Zangtal angestellte Werkmeister Metelko, der sich als ein prachtvoller Kämpfer erwies und der Bewegung große Dienste leistete. Da wurde denn von Zeit zu Zeit eine Nacht bestimmt, wo in dem Bergwerk die Waffen gereinigt, repariert und eingeschossen wurden.
Für diese Zwecke war das Bergwerk von Zangtal ein geradezu idealer Platz. In einem solchen Bergwerk gab es Dutzende von mehr oder minder ausgebauten Stollen, die entweder schon abgebaut waren oder wegen Unergiebigkeit aufgegeben wurden. Das lief alles kreuz und quer unter der Erde und war, wenn man erst einmal im Bergwerk drin war, eine ziemlich sichere Sache. Selbst ein Scharfschießen war, trotz der Ruhe in der Nacht, nur auf verhältnismäßig kurze Entfernung zu hören. Wohlweislich wurden aber die Waffen in einem anderen Stollen verborgen als in dem, wo geschossen wurde. Denn selbst wenn eine Überraschung auftrat, war es nicht nötig, daß die Schergen das ganze Waffenlager entdeckten.
So war auch wieder eine Nacht gekommen, in der Hannes mit drei Begleitern beabsichtigte, fünfzehn neu er-

standene Gewehre zu reparieren und einzuschießen. Metelko hatte sie zur festgesetzten Stunde erwartet, und ungesehen waren sie in den Schießstollen gelangt. Hannes, Metelko und noch ein Begleiter machten sich nun auf den Weg, um aus dem Geheimstollen, wo die Gewehre untergebracht waren, diese fünfzehn Gewehre herbeizuholen. Aber da gab es eine unangenehme Überraschung. Einer der Hauptstollen, den sie überqueren mußten, war taghell erleuchtet. Anscheinend wurde irgendwo in dem Bergwerk in einer Nachtschicht gearbeitet. Es blieb nichts anderes übrig, als den Stollen zu überqueren. Ohne Waffen war das weiter nicht gefährlich, aber auf dem Rückweg mußte man ja auch die Gewehre über diesen lichtdurchfluteten Gang schaffen. Das war schon peinlicher und die Gefahr des Entdecktwerdens war keineswegs von der Hand zu weisen. Es blieb aber nichts anderes übrig, wollte man die ganze Nacht nicht verloren geben.

Metelko schritt voran, und nach einem kurzen Weg und einigem Kriechen war in einem halbverschütteten Stollen bald das Waffenlager erreicht. Es wurde alles in bester Ordnung vorgefunden, jeder belud sich mit fünf Gewehren und Munition und dann wurde der Rückzug angetreten. Fast hatten die geheimnisvollen Wanderer den lichtdurchfluteten Verkehrsstollen erreicht, als Hannes in einem abzweigenden Nebenstollen ein Geräusch zu hören glaubte. Er stellte seine Gewehre an die Wand, knipste seine Taschenlampe an und schritt unverzagt einige Schritte in den Nebenstollen hinein, seinen Hintermännern ein Zeichen gebend, stehenzubleiben.

Richtig — er hatte noch kein Dutzend Schritte gemacht, als im Scheine seiner Taschenlampe drei Gestalten sicht-

bar wurden, die sich krampfhaft bemühten, sich eng an die Wand zu schmiegen, um nicht gesehen zu werden. Blitzartig tauchte in ihm die Frage auf: Wollten die das Lager ausspionieren oder hatten sie andere Absichten? Da aber Angriff immer die beste Verteidigung ist, trat Hannes schroff auf sie zu und brüllte sie an:

„Was wollt ihr hier?“

Er hatte ja im Grunde selbst nichts hier zu sagen, aber er mußte wenigstens so tun. Dieser Angriff verfehlte seine Wirkung nicht. Bleich und zitternd standen die Kerle vor ihm und der erste stotterte:

„Wollte nur den Prügel da nehmen!“ wobei er kläglich auf den Grubenbalken hinwies, der zu seinen Füßen lag.

Inzwischen hatte aber auch Metelko den Sachverhalt übersehen. Auch er stellte seine Gewehre an die Wand, kam herbei und brüllte die Burschen an:

„Ah, ihr Bürschchen, ihr wollt unsere Stempel stehlen? Wartet mal, das werde ich euch austreiben!“

Damit holte er sein dickes Notizbuch aus dem Rock und begann ein umständliches, peinliches Verhör. Durch einen Rippenstoß gab er Hannes zu verstehen, daß er sich dünn machen und die Gewehre über den Stollen transportieren solle. Während er nun die drei Sünder so aufstellte, daß sie unmöglich beobachten konnten, was hinter ihren Rücken vorging, schaffte Hannes mit seinem Begleiter die Gewehre weg. Das Verhör war lang und ausführlich, aber — es endete damit, daß der Werkmeister die Übeltäter laufen ließ. Sogar das Holz durften sie mitnehmen.

In der Tat war ja die Lage so, daß, wenn die Burschen geplaudert hätten, nicht sie bestraft worden wären,

sondern der Werkmeister. Und wahrscheinlich hätten sie noch eine gute Belohnung dazu bekommen, denn das Waffenlager, in dessen Nähe sie der Zufall geführt hatte, wäre dann voraussichtlich entdeckt worden. Deshalb war es klüger, die Burschen unbehelligt ziehen zu lassen. Die ausgestandene Angst mochte für diesmal Strafe genug sein.

Mit dem Einschießen wurde es aber in dieser Nacht doch nichts. Man war mißtrauisch geworden und fürchtete neue Überraschungen. Deshalb begnügte man sich, die schadhaften Gewehre zu reparieren und die anderen gründlich einzufetten, daß ihnen die Feuchtigkeit der Stollen nichts anhaben konnte. Von den Schießversuchen nahm man aber in dieser Nacht Abstand, um nicht unliebsame Späher noch aufmerksam zu machen.

Der eine dieser Übeltäter sollte aber nach Monaten nochmals den Weg von Hannes kreuzen, und das war im Konzentrationslager Waltendorf.

Dort stand er plötzlich als Schutzkorpsmann vor dem Gefangenen Hannes, der ihn verblüfft fragte: „Sie sind a do?“

„I bin a do!“ erwiderte bieder der Schutzkorpsmann, „sonst wär i verhungert!“ Denn die Regierung nutzte schamlos die Notlage dieser Leute aus.

Der Besuch des Landeshauptmanns

Eines konnte sich Hannes nicht verhehlen: sein bis dahin „tadelloser politischer Ruf“ hatte einen Knacks bekommen. Hatte man ihm auch nichts nachweisen können, ein leiser Verdacht blieb dennoch, wenn auch unausgesprochen. Er sah es schon daraus, daß man des öfteren in seiner Wohnung Haussuchungen hielt, und jedesmal, wenn irgendwo ein Böller losging, konnte er sicher sein, daß man von ihm ein Alibi verlangte. Hatte er Parteigelder einkassiert und das Geld wurde zufällig in seiner Schublade gesehen, dann mußte er jedesmal nachweisen, daß er gerade sein Honorar als Hauslehrer erhalten habe. Für ihn war also doppelte und dreifache Vorsicht geboten.

Unterdessen ging in den nächsten Wochen die Propaganda durch Flugschriften und Hakenkreuze unentwegt zum Entsetzen der Gendarmerie weiter, die allmählich durch ihre vergeblichen Nachforschungen zur Verzweiflung getrieben wurde.

Da hörte Hannes aus Graz, daß man dort erfolgreiche Propaganda mit Luftballons getrieben hatte. Sollte man das nicht in Voitsberg auch machen können? Die Beschaffung von Ballonhüllen war das wenigste, die konnte man in Graz immer bekommen. Aber wie sollte man sie füllen? In welchem Verhältnis standen Füllung und Tragfähigkeit zueinander? Das alles mußte zuerst genau studiert werden.

Wieder war es Schloß Greisenegg, das sich am besten für derartige Versuche eignete, weil es ziemlich unbeobachtet lag. Mit den Brüdern Rittler ging er ans Werk. Durch einen Dritten ließ er bei den Klempnern in Voitsberg die Zinkabfälle aufkaufen, die er zerkleinerte und in eine leere Weinflasche füllte. Durch Zusatz von Schwefelsäure stellte er leicht Wasserstoff her und die über die Flasche gestülpte Ballonhülle ließ sich mühelos füllen. Doch stellte sich bald heraus, daß dieses Füllen recht langsam vor sich ging, und auch der Auftrieb ließ zu wünschen übrig. Es bedurfte zahlloser Versuche an der Zusammensetzung der Mischung, bis er es schließlich fertigbrachte, daß der Ballon binnen einer Viertelstunde gefüllt war. Nun kamen die mühseligen Belastungsproben. Man konnte nur Fahnen aus Seidenpapier verwenden, weil die am leichtesten waren. Man mußte aber sorgsam darauf achten, daß nichts einriß, und deshalb mußten die Halteschnüre, die Querleisten und alles andere aufgeleimt sein, alles Dinge, die viel Mühe machten. Schließlich hatte man es nach langwieriger Arbeit aber doch geschafft, daß tragfähige Ballons und die dazugehörigen Fahnen — einen Meter breit, anderthalb Meter lang — zum Gebrauch zur Verfügung standen.

Da traf eine Kunde in Voitsberg ein, die für Hannes Alarm bedeutete: Der Landeshauptmann aus Graz wird zum Besuche nach Voitsberg kommen. Es stand für die Kreisleitung der NSDAP. außer Frage, daß dieser Tag zu einer Großaktion gestaltet werden mußte, denn der Landeshauptmann sollte sich persönlich davon überzeugen, daß auch in Voitsberg die Nazis keines-

wegs schlafen, sondern trotz aller Unterdrückung ein sehr wirkliches und betriebsames Leben führen.
Dazu war der Anlaß des Besuches des Landeshauptmanns doppelt geeignet. Das Dollfuß-System hatte nämlich, da ihm die Mittel zur Bekämpfung der Nazis knapp wurden, eine innere Anleihe aufgelegt. Die nationalsozialistischen Kreise hatten zwar keinen Heller dazu gezeichnet, aber ein Herr Reichmann hatte sich durch eine namhafte Zeichnung an höherer Stelle angenehm in Erinnerung gebracht. Für diese Leistung sollte er jetzt seinen Lohn empfangen: eine Verdienstmedaille der Vaterländischen Front. Und der Herr Landeshauptmann war höchstpersönlich angewiesen, diese Dekoration höchsteigenhändig dem Gefeierten an die Heldenbrust zu heften. Natürlich wurde die Sache in Form eines kleinen Staatsaktes gekleidet zum Ansporn für alle systemhörigen Bürger, und selbst ein anschließendes Festessen fehlte nicht in dem Programm.
Das war ohne Frage eine wundervolle Gelegenheit, um den schwarzen Brüdern gründlich eines auswischen zu können.
Jetzt wurde in Schloß Greisenegg mit Hochdruck gearbeitet. Da mußte zuerst einmal eine Fahne geklebt werden, die, von Luftballons getragen, den Landeshauptmann begrüßen sollte. Dann sollte ein Papierböller gebaut und mit einem Zeitzünder versehen werden, der mitten in die Feier hinein die Versammelten an das Vorhandensein der Nationalsozialisten gemahnte. Der sollte in einem Winkel der dem Rathaus gegenüberliegenden Kirche losgehen, gerade mitten in der Ehrung. Aber damit noch nicht genug. Wenn der Landeshauptmann nach dem Festessen in seinem Auto

wieder heimfuhr, sollte ein besonders schwerer Böller ihm die Abschiedsgrüße der Nazis nachbrüllen und gleichzeitig sollte außerhalb der Stadt auf der Straße, die das Auto passieren mußte, ein Kalziumkarbid-hakenkreuz den Landeshauptmann an die Vitalität der Nazis erinnern. Der Schuß des schweren Böllers sollte das Signal zum Entzünden des Hakenkreuzes werden.

Das gab natürlich Arbeit in Hülle und Fülle.

Zuerst wurde die Fahne mit den Ballons konstruiert. Als Platz zum Aufstieg hatte man eine Garage am Hauptplatz gewählt, wo die Vorbereitungen bequem und ungesehen vorgenommen werden konnten. Es war anzunehmen, daß der Verkehr auf dem Hauptplatz verhältnismäßig gering war, denn die Neugierigen würden ja wahrscheinlich vor dem Rathaus stehen. Auch die Windrichtung mußte sorgsam einkalkuliert werden, und wenn nicht alles trog, mußte die Fahne aus rotem Seidenpapier gerade rechtzeitig über das Rathaus dahergeschwebt kommen.

Die Frage der Böller war nicht minder schwierig. Zwar war die Sprengstoff-Frage inzwischen aufs bequemste gelöst worden, als man einen Bergarbeiter fand, der bereit war, das im Bergwerk verwandte Ammonit in beliebigen Mengen an die Nazis zu verkaufen. Man hatte auch Papphülsen aufgetrieben mit 20 Millimeter Wandstärke und fast 0,70 Meter Länge. Die wurden mit je $1/2$ Kilogramm Ammonit gefüllt, dann mit Papier ausgestopft und auf beiden Enden saßen Buchenholzpfropfen von etwa 10 Zentimeter Dicke. Die letzten Arbeiten wurden in der Wohnung eines Parteigenossen vorgenommen, der nahe an der Kirche wohnte, um den Böl-

ler nach seiner Fertigstellung rasch an den bestimmten Ort bringen zu können. Die Herstellung des Zeitzünders machte die meiste Arbeit, denn mit größter Sorgfalt und Vorsicht mußten Uhrwerk, Taschenlampenbatterien und Zündmine zusammengebaut werden. Der Besuch des Landeshauptmanns war auf 17 Uhr angesagt. Am Morgen um 6 Uhr wurde der fertige Böller von einem unbekannten SA.-Mann in dem Winkel zwischen Sakristei und Kirche hinter einem Schneehaufen aufgestellt, an einem Platze, wo täglich Hunderte von Menschen vorübergingen. Doch es bemerkte ihn keiner. Der Zeitzünder war auf 17.15 Uhr eingestellt; bis dahin mußte der Staatsakt abrollen.
Auch der schwere Böller machte nicht wenig Mühe. Dazu wurde keine Papphülse, sondern ein Stahlrohr verwandt, das zunächst im Garten eines Eisenbahnbeamten aufgehoben wurde. Da es sich ja nicht darum handelte, Schäden anzurichten oder gar Menschen zu gefährden, sondern nur um eine möglichst laute Detonation zu erzielen, beschloß man aus Sicherheitsgründen, diesen Böller außerhalb der Stadt zur Explosion zu bringen. Um ihn neugierigen Blicken zu entziehen, erbot sich ein Assistenzarzt, ihn im Zimmer des Primararztes des Krankenhauses in einem unbenutzten Ofen aufzuheben. Eine Parteigenossin mußte den gefüllten Böller (ohne Sprengkapsel) in der Markttasche nach dem Krankenhaus bringen und schließlich wanderte er auf dem gleichen Wege vor das Gewächshaus im Schloßpark zu Greisenegg, wo er zur Explosion gebracht werden sollte. Daß die Detonation über die ganze Stadt hin deutlich zu hören war, daran bestand nicht der allergeringste Zweifel.

Die Vorbereitung des Kalziumkarbidfeuers machte die geringste Sorge. Die dazu bestimmte Kolonne hatte sich genügend Material verschafft und war instruiert, sobald sie die Detonation des schweren Böllers hörte, mußte sie das Hakenkreuz auf der Landstraße nach Graz streuen und anzünden.

So kam der sehnlichst erwartete Tag heran.

Wie in einem guten Schauspiel waren alle Rollen verteilt und selbst für die Alibibeschaffung waren alle Vorkehrungen getroffen, denn man konnte ja nie wissen...

Der Staatsbesuch des Landeshauptmanns verlief zunächst ganz programmäßig. Pünktlich um 17 Uhr rollte von Graz her das Auto heran, an der Stadtgrenze von der Stadtkapelle mit der Bundeshymne empfangen.

Hocherfreut grüßte der hohe Herr nach allen Seiten, aber nur die offiziellen Persönlichkeiten fühlten sich von dieser Leutseligkeit geehrt. Langsam rollte der Wagen durch die Stadt und vors Rathaus. Aber wo er auch vorbeikam, kein Mensch zog den Hut zum Gruße — man kannte ihn einfach nicht.

Noch schärfer wurde der Kontrast vor dem Rathause selbst. Eine große Menge Neugieriger war dort zusammengeströmt, aber keine Hand rührte sich, kein Mund öffnete sich, als das Regierungsauto vorfuhr. Wieder intonierte eine Kapelle die Bundeshymne, der Bürgermeister mit den Stadträten eilte dem hohen Gaste in vollem Ornat entgegen, aber die Menge verharrte in eisigem Schweigen.

Da — der Landeshauptmann war gerade im Begriff mit dem Bürgermeister das Rathaus zu betreten — schrillte eine Stimme aus der Menge auf, die alle Blicke aufwärts zog. Erst sahen es einige, dann Dutzende,

schließlich Hunderte, und endlich brach ein frenetischer Jubel los, als, vom Wind getrieben, in ungefähr dreißig Meter Höhe, von Ballons getragen, eine Hakenkreuzflagge über das Rathaus schwebte. Den offiziellen Persönlichkeiten lief ein eisiger Schreck über den Rücken. Das ausgerechnet jetzt, wo der hohe Herr hier zum Besuche weilte. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen hatten die Nazis diesen Streich wieder fertiggebracht. Es war peinlich, mehr als peinlich! In seiner Aufregung drängte der Bürgermeister den Landeshauptmann schnell in das Rathaus, um dem hohen Gast den peinlichen Anblick zu ersparen.

Auf dem Gehsteig schritt auch der Gendarm Herzog, neben ihm ein junger Kollege. Während der junge lachend der Fahne nachschaute, stierte Herzog demonstrativ auf den Erdboden. Er wollte dieses Schandbild nicht sehen. Aber ihm gingen so einige andere Gedanken durch den Kopf. Hatte er nicht bei einer der vielen Haussuchungen der letzten Zeit irgendwo leere Ballonhüllen angetroffen? Er konnte es aber nicht hindern, daß er die „Stimme des Publikums" vernahm, die da meinte: „Das haben die Nazis fesch gemacht!" — —

Unter dem Publikum vor dem Rathaus spazierte auch Hannes umher, und Stolz schwellte seine Brust, daß der erste Schlag so glänzend gelungen war. Inzwischen waren die Offiziösen im Rathaus verschwunden und nur bei den „Sturmscharen" machte sich ein nervöses Hinundherlaufen bemerkbar.

„Ihr werdet noch größere Überraschungen heute erleben", dachte Hannes bei sich und sah auf seine Uhr. Sie zeigte 17.10 Uhr. Es fehlten nur noch wenige Minuten an der eingestellten Zeit des Böllers. Innerlich

erregt setzte er seinen Spaziergang weiter fort. Wieder zog er die Uhr. Jetzt 17.15 Uhr. Doch nichts geschah! Er wurde unruhig. Sollte da irgend etwas nicht klappen? Die Spannung wuchs von Sekunde zu Sekunde, aber keine Detonation ließ sich vernehmen. Sollte das Schneewasser etwas beschädigt haben? Hatte der SA.-Mann, der den Böller in der Frühe aufstellte, den Zeitzünder verschoben? Tausend Gedanken durchkreuzten sein Hirn. Sollte die „Hipo“ noch in letzter Minute den Böller entdeckt und entfernt haben? Er lenkte seinen Weg an dem Winkel zwischen Kirche und Sakristei vorbei. Der Böller war noch da, aber — er versagte.

Etwas enttäuscht brach Hannes seinen Spaziergang ab und begab sich aufs Schloß. Es konnte jetzt nichts unternommen werden, aber es mußten Vorkehrungen getroffen werden, daß der Böller in der Nacht verschwand; der durfte keinesfalls in die Hände der Gendarmerie fallen.

Auf Schloß Greisenegg trafen die vier Kameraden wieder zusammen und tauschten ihre Eindrücke und Erlebnisse aus. Das Versagen des Böllers trübte etwas die Freude über die gelungene Luftballonfahne, aber im ganzen war man doch mit dem Erfolg zufrieden. Es stand ja noch mehr auf dem Programm.

Drunten vor dem Rathaus patrouillierten aber noch Hannes' Beobachter. Sie hatten sofort telephonisch nach dem Schloß zu melden, wenn der Landeshauptmann aufbrach, und zwar war vereinbart worden, daß sie die Einladung für eine Skitour am folgenden Tage durchgeben sollten.

Im Schlosse saß man am behaglichen Kachelofen und unterhielt sich, als das Telephon rasselte. Die Wanduhr

zeigte 19.10 Uhr. Walter Rittler ging ans Telephon und kam gleich darauf mit der Einladung zur Skitour zurück.

„Da müssen wir gleich mal sehen, ob unsere Skier in Ordnung sind!“ meinte Hannes und verließ mit Walter und Cyrus den Raum. So schnell sie die Füße trugen, jagten sie in den Park. Jetzt war Eile geboten. Der Schnee stob unter den Stiefeln, als sie nach dem Gewächshaus liefen. Aber dort war alles vorbereitet. Der Böller stand schon bereit. Im Handumdrehen hatte Cyrus die Zündschnur in Brand gesetzt. Nun rasch noch ein Teerfaß davorgerückt und eine Blechtonne zum Splitterfang außerdem, das macht noch mehr Krach, wenn er explodiert. Kaum drei Minuten später waren die drei wieder im Wohnzimmer.

Sekunden äußerster Spannung. Es konnte immerhin drei bis vier Minuten dauern, bis die Zündschnur abgebrannt war, wenn sie nicht durch einen unglücklichen Zufall im Schnee verlöschte. Langes, banges Warten — da — es mochten fünf Minuten um sein — ein Schlag, daß man glaubte, das ganze Schloß bricht zusammen.

„Verflucht!“ fuhr Vater Rittler aus seinem Lehnsessel hoch, „das seid doch wieder ihr gewesen, ihr Lausbuben!“

„Aber, Vater“, warf Cyrus harmlos dazwischen „,wie können denn das wir gewesen sein, wir waren doch hier im Zimmer!“ — —

Das Auto mit dem Landeshauptmann sollte eben abfahren, als die Explosion krachte. Das Echo der Berge hatte den Knall vervielfältigt, so daß sich die Detonation ganz gefährlich anhörte.

„Anhalten — Anhalten!“ rief der Landeshauptmann,

„es ist jetzt nicht ratsam zu fahren." Im Grunde hatte er nur eine Heidenangst.
Schnell verließ er wieder das Auto und begab sich in den Gasthof, wo das Festessen stattgefunden hatte. Der Bürgermeister war sehr verlegen, denn er mußte sich allerhand Liebenswürdigkeiten über die Indisziplin in seiner Stadt von seinem hohen Gaste anhören. Doch kein Mensch wußte, wo eigentlich die Detonation erfolgt war. Die Sturmscharen schwärmten nach allen Windrichtungen aus, aber in der Dunkelheit war alles Suchen ohne Erfolg.
Freilich, um den Genuß des Kalziumkarbidhakenkreuzes war der Landeshauptmann auch gekommen. Das war zwar auf das Böllersignal hin angezündet worden, aber es verpuffte ziemlich zwecklos, nur von wenigen beachtet. Als eine Stunde später der Landeshauptmann die Stelle passierte, verzog er nur die Nase und meinte:
„Es riecht hier so eigenartig!"
Aber zu sehen war nicht mehr das geringste.
Die Explosion des Böllers war allerdings so gewaltig gewesen, daß die Splitter des Eisenrohres bis nach dem Hauptplatz in Voitsberg flogen. Die wenigen Passanten, die dann noch auf der Straße waren, meinten:
„Das können nur die Kommunisten gewesen sein, die Nazis verwenden keine solchen Sprengkörper!"
Als Hannes mit den Rittlerjungens später noch nach der Stadt herunter kamen und die Wirkung erfuhren, wurden sie doch etwas bleich, denn das war weit über ihre Absicht hinausgegangen. Im stillen beglückwünschten sie sich, daß der Böller an der Kirche versagt hatte, denn wenn der in der belebten Straße explodiert wäre,

hätte es Verwundete geben können. Aber woher sollte man auch die Wirkungen des Ammonits kennen?

Nicht minder groß war ihr Entsetzen, als sie sich die Stelle der Explosion vor dem Gewächshaus ansahen. Der Böller hatte die halbe Mauer zusammengerissen, sämtliche Glasfenster zerbrochen und in weitem Umkreis war der ganze Schnee mit Ziegelstaub überschüttet. Da sie diese Wirkung nicht ahnten, waren sie auch unbedenklich über das Trümmerfeld geschritten und hatten deutliche Fußspuren in dem angehäuften Ziegelstaub hinterlassen, in dem sich besonders Cyrus' Bergstiefel und die Gummischuhe von Hannes hervorragend deutlich abzeichneten.

„Das muß alles heute nacht noch restlos verschwinden!" entschied Hannes, „um zwei Uhr gehen wir an die Aufräumungsarbeiten!"

Augenblicklich war es das beste, sofort den Platz zu verlassen, damit nicht herumstreichende Sturmscharen Hannes und Cyrus Rittler am Tatorte der Böllerexplosion entdeckten. Denn sah man sie dort, dann wäre der Verdacht sofort auf sie gelenkt worden.

Bevor sich Hannes und Cyrus trennten, wurde noch alles besprochen, was für die Aufräumungsarbeiten am Gewächshaus und für die Entfernung des unexplodierten Böllers an der Kirche nötig war.

Beim Betreten der elterlichen Wohnung bemerkte er rechtzeitig, daß Herzog, der Schnüffler, wieder an der Arbeit war und von neuem Haussuchung abhielt.

Diesmal schien es ihm nicht ratsam, sich blicken zu lassen; er machte sofort kehrt, eilte zum Kreisleiter, den er aber auch nicht in seiner Wohnung antraf. Er hinter=

ließ aber jedenfalls Nachricht, wo die Kameraden am Abend zu treffen seien.
Als er dann später in das bezeichnete Kaffeehaus kam, fand er auch alle „Verschworenen“ schon vor. Man unterhielt sich gut, trank auf den Erfolg und harrte der Stunde, da die Aufräumungsarbeiten beginnen sollten.
Zur Polizeistunde verließen sie das Café, um ans Werk zu gehen. Doch als Hannes an der Seite der Frau des Kreisleiters die Straße betrat, legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter:
„Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet!“

Einer für alle — alle für einen!

Empört fuhr Hannes herum. „Was ist denn nun wieder los?"

„Das werden Sie früh genug erfahren!" antwortete der Führer der Hilfspolizei. „Aber in Ihrem eigenen Interesse ermahne ich Sie, mir ohne Widerstand zu folgen!"

Was blieb da Hannes anders übrig, als zu folgen? Von den Freunden begleitet, folgte Hannes dem Gendarmen. Doch der Weg ging nicht, wie er erwartet hatte, zum Gefängnis im Bezirksgericht, also in die unmittelbare Nachbarschaft der elterlichen Wohnung, sondern in den Polizeiarrest im Rathaus.

Diese Verhaftung war im Grunde das Werk des Gendarmen Herzog. Als bei der Ankunft des Landeshauptmanns jene Luftballonfahne sichtbar geworden war, hatte er sich den Kopf zerbrochen: wo sind dir bei den Haussuchungen — und er hatte doch schon eine ganz beträchtliche Zahl hinter sich — leere Ballonhüllen begegnet? Nach langem Grübeln war er dann auf den Namen des Ingenieurs Gröger gestoßen, und er hatte sofort veranlaßt, daß dort eine neue Haussuchung vorgenommen werden sollte. Das war gegen 20 Uhr gewesen. Hannes war dazu gekommen, hatte es aber für klüger gehalten, sich rechtzeitig zu entfernen, denn in seiner Wohnung waren ja doch keine Beweisstücke zu finden. Gerade das Fehlen von Beweisstücken — nämlich die fehlenden Bal-

lonhüllen in Hannes' Wäscheschublade — waren jedoch für Herzog der Beweis, daß diese Ballonfahne das Werk des Hannes sei. Hannes war aber von allem, was mit den Böllern zusammenhing, so absorbiert, daß er an diese harmlose Fahnengeschichte gar nicht mehr dachte. Nachdem Herzog hatte nachforschen lassen, wo Hannes sich aufhielt, hatte er den Haftbefehl erwirkt. Aber er schritt nicht sofort zur Verhaftung, weil eine Verhaftung im Café zuviel Aufsehen gemacht hätte, sondern ließ das ganze Haus von der Hilfspolizei umstellen und wartete geduldig, bis der ahnungslose Hannes das Café verließ.

Der Polizeiarrest, in den man Hannes führte, nachdem er sich von seinen Freunden vor dem Rathaus verabschiedet hatte, war ein kahler, öder Raum, in dem nur eine Holzpritsche stand und ein eiserner Ofen. Die eiserne Eingangstür war so niedrig, daß man sich bücken mußte, um in den Raum zu kommen. Es stank infernalisch in der Zelle, aber an ein Öffnen des Fensters war nicht zu denken, denn es war unerreichbar hoch.

Nun saß Hannes in diesem Loch auf der Pritsche und dachte nach. An Schlafen oder Ruhen war nicht zu denken, dazu war er innerlich viel zu erregt. Es war vor allem die Ungewißheit, die ihn peinigte. Die Frage: Was wußten diese Schergen? war es, die ihn fiebern machte. Waren ihnen Beweise in die Hände gefallen, daß die Böller von seiner Hand stammten, dann — konnte er mit Sicherheit mit dem Galgen rechnen, denn Böllerabschießen gehörte unter Sprengstoffverbrechen und darauf stand Todesstrafe. Wie eine entfesselte Meute jagten die Gedanken kreuz und quer in seinem Kopf. Hatten sie vielleicht die Stelle vor dem Gewächshaus

schon gefunden und aus den Fußspuren ihre Schlüsse gezogen?
Verflucht! Die Gummischuhe, die er während des ganzen Nachmittags und Abends getragen hatte, konnten allerdings ein sehr bequemer Indizienbeweis sein. Sie mußten verschwinden, koste es, was es wolle. Es war ein Glück, daß der stark geheizte Ofen der Zelle ein abgesprungenes Stück aufwies und man durch diese Öffnung in die Glut sehen konnte. Diese Chance wollte er nicht unbenutzt lassen. Schnell streifte er die Gummischuhe von den Füßen, zerriß sie in kleine Stückchen, von denen eines nach dem andern in den Ofen wanderte und dort verbrannte. Waren die Fußspuren dann der Grund zur Verhaftung, so konnte man immer noch hoffen, sich durch Ableugnen zu retten.
Endlos langsam schlichen die Stunden dahin. Von den widerstrebendsten Gedanken gepeinigt und gefoltert, erhoffte Hannes nichts sehnlicher als die Stunde der Vernehmung, denn auf die harmloseste Begründung der Verhaftung — die Ballonfahne — kam er ja nicht. —
Währenddessen blieben aber auch seine Kameraden und Freunde nicht untätig. Die Tatsache, daß Hannes in den Polizeiarrest und nicht, wie sonst üblich, ins Gerichtsgefängnis gesteckt worden war, ließ die Vermutung nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen, daß Hannes stillschweigend mit dem Frühzug, der 6.15 Uhr Voitsberg verläßt, in das Konzentrationslager nach Wöllersdorf überführt werden solle. Das mußte um jeden Preis verhindert werden.
Anstatt nun — wie es vereinbart war — in der Nacht noch die Spuren der Böllerexplosion sowie den nichtexplodierten Böller zu beseitigen, ordnete der Kreisleiter

Alarm für den ganzen Bezirk an, um gegebenenfalls gewaltsam den Abtransport des Hannes zu verhindern. Die Parteigenossen in der Stadt bekamen die Weisung, wach zu bleiben und auf eine Böllerexplosion hin sich sofort nach dem Bahnhof zu begeben. Auf Motorrädern wurden Stafetten in den Bezirk geschickt, die die ganze Parteigenossenschaft mobil machen sollten, um diesen Frühzug auf die gegebene Weisung hin aufzuhalten.
Die zuverlässigsten Parteigenossen wurden an den wichtigsten Punkten aufgestellt, um jede Bewegung der Gegner zu überwachen. Gegenüber der Polizeiwache, im Schatten der Kirche, faßte Cyrus Rittler Posten, um die Polizeiwache im Auge zu behalten.
Langsam und träge schlichen die Stunden dahin.
Da — die Kirchenuhr zeigte 5.45 Uhr — kam die Straße entlang ein Gendarm und in dessen Begleitung zwei Hilfspolizisten, die sich nach der Polizeiwache begaben. Cyrus auf seinem Beobachtungsposten erkannte Herzog sehr wohl, er wußte auch, daß dieser der geschworenste Feind von Hannes ist. Was konnte das anders bedeuten, als daß diese drei den Hannes abholen wollten, um ihn zum Frühzug zu bringen? So spiegelte sich das Bild im Kopfe von Cyrus. Und er war bereit, für den Freund das Leben einzusetzen.
Jetzt hieß es handeln — nur die Tat konnte den Abtransport verhindern.
Mit einem Satz war er aus dem Versteck heraus, stürzte nach dem Winkel neben der Sakristei, wo der nicht explodierte Böller noch hinter dem Schneehaufen lag, und riß den Böller an sich. Mit wenigen weiteren Sätzen war er auf der anderen Seite der Kirche, um hier, gedeckt von dem Vorbau, den Böller in Brand zu setzen. Ein Ruck,

und das Uhrwerk des Zeitzünders, das so jämmerlich versagt hatte, war abgerissen und beiseite geschleudert. In diesem Augenblicke kam ihm das Versagen des Böllers wie eine höhere Bestimmung vor, denn wie hätte er denn jetzt die Parteigenossenschaft alarmieren sollen, wenn dieser Böller rechtzeitig losgegangen wäre? Glücklicherweise war beim Abreißen der Zeitzündung noch ein Stückchen Zündschnur übriggeblieben. Dieses Stückchen setzte er jetzt in Brand, warf den Böller neben der Sakristeitüre zu Boden und brachte sich, so schnell ihn seine Beine trugen, in Sicherheit.

Es war noch keine halbe Minute verstrichen, als eine mächtige Explosion die ganze Stadt in Aufruhr versetzte. Die Explosion war so gewaltig, daß nicht nur die massive Sakristeitüre schwer beschädigt wurde, sondern auch zahlreiche Fensterscheiben in Trümmer gingen. Denn von der Brisanzwirkung des Ammonit hatten diese jungen Kämpfer ja keine Ahnung. Woher sollten sie es auch wissen?

Der beabsichtigte Zweck wurde vollkommen erreicht: die Detonation war bis an die Grenzen der Stadt hörbar gewesen und hatte so die Parteigenossen davon benachrichtigt, daß die Gendarmerie den Hannes nach Wöllersdorf bringen wollte. Jetzt entfaltete sich ein für diese frühe Morgenstunde höchst ungewöhnliches Bild in dieser kleinen Stadt: in allen Häusern wurde Licht gemacht und bald strebten die Leute einzeln oder paarweise nach dem außerhalb der Stadt gelegenen Bahnhof.

Den Bahnbeamten der Station Voitsberg blieb der Mund vor Staunen offenstehen, als sie diese Völkerwanderung herankommen sahen. Das nationalsozialistische Voitsberg hatte sich am Bahnhof zusammenge-

funden, um — wenn nötig mit Gewalt — den Abtransport des Hannes zu verhindern.
In größeren und kleineren Trupps hielten sie das Bahnhofsgebäude und die Anmarschstraße besetzt. Kaum ein lautes Wort wurde gesprochen, denn es war ja gefährlich, seine Gedanken laut zu äußern. Man war nur da. Man kaufte auch keine Karte nach Graz oder sonstwohin, man harrte nur der Dinge, die da kommen sollten. Alle Blicke waren nach der Stadt gerichtet, woher Hannes mit seiner Eskorte kommen mußte.
Der Frühzug fährt ein — doch von Hannes ist keine Spur zu sehen.
Der Frühzug fährt ab und Hannes ist immer noch nicht da.
Da begreifen die Leute, daß es ein blinder Alarm war, oder — und das war weit wahrscheinlicher — die Gendarmerie hatte nicht gewagt, wegen des Menschenauflaufs den Hannes abzutransportieren. Langsam und in Gruppen begeben sie sich wieder zur Stadt zurück.
Es wird auch auf dem Rückwege nicht viel gesprochen, aber maßlos ist ihr Erstaunen, als der Eingang zur Stadt von einer Kette von Gendarmen und „Christlichen Sturmscharen" abgeriegelt ist, die mit gefälltem Bajonett die heranflutende Menge erwarten. Den meisten geht sofort ein Licht auf, was hier gespielt wird, und über Hecken und Zäune beginnt eine wilde Flucht querfeldein. Vielen gelingt es, zu entkommen, aber die Spitzengruppe, in der sich auch Cyrus und Walter Rittler befinden, können nicht mehr entfliehen, wenn sie nicht das Eingeständnis einer Schuld liefern wollen. Und sie sind den Gewehrmündungen am nächsten. Im Handumdrehen sind sie von den Sturmscharen eingekreist und drohend

recken sich ihnen die gefällten Bajonette entgegen. Dreißig Mann werden als Gefangene im Triumph nach dem Gendarmerieposten geführt.
Dort beginnt ein großes Verhör, nachdem die Sturmscharen ihre „Beute" abgeliefert hatten.
„Was habt ihr auf dem Bahnhof gewollt?" lautete die stereotype Frage des Postenkommandanten Moitzi.
„Wir haben zusehen wollen, wie der Hannes abtransportiert wird!" gaben die Gefangenen ohne weiteres zu.
„Aha!" triumphierte Moitzi, „also den Hannes wolltet ihr sehen? Ist wohl euer Anführer?"
Kein Laut gab Antwort auf diese Frage.
„Na ja, bin schon im Bilde!" knurrte Moitsi, „aber wer hat euch denn eigentlich geweckt und davon unterrichtet?"
„Ein Unbekannter hat in der Früh an die Tür gepocht und Bescheid gesagt", lautete die einstimmige Antwort.
„Wieder der berühmte Unbekannte", höhnte Moitzi, „wenn ich in fünf Minuten nicht weiß, wer dieser Unbekannte war, fliegt ihr alle miteinander in den Kerker!"
Doch nach fünf Minuten wußte er genau so viel wie vorher. Keiner gab das Geheimnis preis, lieber nahmen sie die Strafe auf sich.
Für die Dollfußschergen genügte aber auch das. Die Sache wurde als „Aufruhr" betrachtet und sämtliche dreißig Mann wanderten sofort in das Gerichtsgefängnis.
Für die Behörden war dieser Tag ein Großkampftag. Da ging alles drunter und drüber, denn es war ja nicht nur diese Bahnhofssache zu untersuchen, da war ja auch

noch so eine lausige Böllerangelegenheit, die nicht gerade einfacher war. Auch was mit dem Hannes geschehen sollte, mußte festgestellt werden.
Der Böller, den Cyrus in der Frühe abgebrannt hatte, beschäftigte die Behörden am meisten. Die Gendarmerie hatte natürlich das Uhrwerk des Zeitzünders gefunden, sie hatte auch die Batterien gefunden, die dabei verwandt waren. So wurden zunächst einmal die Geschäfte festgestellt, in denen diese Dinge gekauft waren und daraufhin die Geschäftsinhaber verhaftet. Doch aus keinem war etwas Positives herauszubringen. Soviel sich auch der Untersuchungsrichter oder der Bezirkshauptmann bemühte, keiner wurde zum Verräter!
Von alledem hatte Hannes in seiner einsamen Zelle keine Ahnung. Wohl hatte er das Krachen des Böllers gehört, aber er zerbrach sich den Kopf darüber, warum dieser Zeitzünder so blödsinnig hatte funktionieren können. Er ahnte nicht die Bedeutung dieser Explosion und ihre Hintergründe.
Doch die Uhr blieb nicht stehen. Es mochte ungefähr zehn geworden sein, als endlich die Riegel an seiner Zellentüre knirschen und die Tür sich öffnet. Dann schiebt sich zuerst ein blankes Bajonett herein, dem bald darauf der schnauzbärtige Gendarm Herzog folgt.
Dieser knurrt etwas, was gerade so gut ein Fluch wie ein Morgengruß sein kann.
„Guten Morgen!" gibt Hannes höflich zur Antwort, denn er ist froh, daß das stumpfsinnige Warten vorbei ist.
„Wo waren Sie gestern abend sieben Uhr, als die Explosion erfolgte?" schnauzte Herzog ihn an.
„Auf Schloß Greisenegg!" lautete die prompte Ant-

wort, „wo ich mit dem Rudi Rittler studierte und wo dann über eine beabsichtigte Skitour Projekte gemacht wurden.“

„Ja!“ knurrte Herzog, „die Aussage stimmt! — Aber wo sind die Ballonhüllen geblieben, die ich vor drei Wochen bei der letzten Haussuchung in Ihrer Wäschelade gesehen habe?“

Hannes war perplex. Auf alles war er gefaßt, nur darauf nicht, denn damals war von diesen Ballonhüllen gar nicht die Rede gewesen und Hannes konnte nicht wissen, daß Herzog sie tatsächlich gefunden hatte.

„Ballonhüllen?“ antwortete Hannes zögernd, „davon weiß ich nichts.“

„So?“ raunzte Herzog, „damals habe ich aber sieben bis acht Stück in Ihrer Wäschelade gesehen, Freunderl, und jetzt sind sie nimmer da!“

Die wenigen Sekunden genügten Hannes, um einen Plan zu entwerfen.

„Ach so — Ballonhüllen!“ meinte er zögernd, „möglich, daß ich da mal welche besessen habe!“

„So — Sie haben also welche gehabt! Sehr interessant!“ fuhr Herzog fort, „wo haben Sie denn die her?“

„Ach, die stammten von der letzten Herbstmesse in Graz“, erläuterte Hannes leichthin. „Wir hatten uns Luftballons gekauft und sie an die Hand gebunden, und als wir am Abend sahen, daß sie immer kleiner wurden, bat ich sie mir von der Gesellschaft aus und wollte Versuche damit machen. Aber, wo sie jetzt sind, das kann ich wirklich nicht sagen!“

„Hm, hm!“ knurrte Herzog, holte sein Notizbuch heraus und schrieb:

Delinquent weiß zuerst von nichts, gibt dann, in die Enge getrieben, deren Besitz zu. Kann angeblich keine weiteren Aussagen über Verbleib machen.

Damit klappte er das Notizbuch zu und verließ die Zelle. Hinter ihm knirschten die rostigen Riegel.
Von neuem begann das nervenzermürbende Warten. Was machen die Kameraden? Was war in der Zwischenzeit geschehen? Was wollte der mit den lächerlichen Ballonhüllen? War das eine Finte oder hatten die ihn tatsächlich nicht wegen der Böller in Verdacht?
Stunde um Stunde verrann in endloser, qualvoller Langsamkeit.
Es ist nachmittags 16 Uhr. Da kommt ein jüngerer Gendarm in die Zelle, der höflich grüßt.
„Ich habe den Auftrag, Sie zum Herrn Bezirkshauptmann zu führen!“ verkündete der Gendarm.
„Bitte sehr!“ meint Hannes und schickt sich an, zu folgen. Sein Herz klopft im Allabrevetakt, denn nun muß ja die Entscheidung fallen.
Doch auch der Bezirkshauptmann beginnt mit der lächerlichen Ballonsache.
„Haben Sie die Ballonfahne aufgelassen?“ forscht er.
„Ich habe Zeugen, die bestätigen können, daß ich in diesem Augenblick vor dem Rathause war“, antwortete Hannes, „also ist es wohl unmöglich, daß ich die Ballonfahne habe steigen lassen können, denn sie kam doch über die Dächer!“
„Ja“, gab der Bezirkshauptmann sinnend zu, „das haben auch verschiedene Zeugen ausgesagt. Aber Sie haben doch Ballonhüllen besessen, wie Sie selber zugegeben haben.“

„Das kann sein", meinte Hannes prompt, „aber vermutlich sind die schon längst mit alten Strümpfen und Socken in den Ofen gewandert."

„So, so!" meinte er und dachte nach. Neben ihm saß schon die Stenotypistin bereit, die den berühmten Bogen der „Strafverfügung" in die Maschine gespannt hatte.

„Ja", fuhr er dann mit einem malitiösen Lächeln fort, „nur schade, daß Ihre Schwester ausgesagt hat, sie habe sie noch vor kurzem in Ihrer Schublade gesehen!"

Hannes zuckte mit den Achseln. „Dann müssen Sie nochmals nachsehen lassen, ich kann mich nicht daran erinnern!"

Der Bezirkshauptmann sah ein, daß er so nicht weiter kam.

„Abführen!" kommandierte er kurz.

Als Hannes wieder seiner Zelle zuschritt, war ihm ein ganz Teil wohler. Diese lächerliche Ballonsache konnte nicht allzuviel einbringen, und von der Sprenggeschichte schien tatsächlich kein Verdacht auf ihn gefallen zu sein.

Während der nächsten Stunden lud man die Schwester von Hannes noch einmal vor, die inzwischen eingesehen oder der man mittlerweile beigebracht hatte, welche Dummheit sie mit ihrer Aussage begangen. Jetzt erklärte sie, sie könne sich auch getäuscht haben, und das genügte dem Bezirkshauptmann, um die Enthaftung des Hannes anzuordnen.

Hannes traute seinen Ohren nicht, als er eine Stunde später erfuhr, daß er frei sei. Schon vor der Polizeiwache begrüßten ihn die Parteigenossen mit Jubel, und von ihnen erfuhr er denn auch, was sich in der Zwischenzeit alles ereignet hatte.

Etwas benommen von der Buntheit der Eindrücke kam Hannes nach Hause. Daß um seinetwillen dreißig Mann „wegen Aufruhrs“ im Gerichtsgefängnis saßen, wollte ihm nicht recht in den Kopf. Doch da seine elterliche Wohnung an das Gerichtsgefängnis grenzt, war es ihm ein leichtes, festzustellen, in welchen Zellen sie untergebracht waren. Sein erster Gang war deshalb in den Gerichtshof, um die Lage der Zellen auszukundschaften, denn daß diesen Kameraden, die seinethalben unschuldig brummten, geholfen werden mußte, war für ihn eine Selbstverständlichkeit.

Doch kaum hatte er den Hof des Gerichts betreten und sich prüfend umgeschaut, als er von den Gefangenen schon selbst bemerkt wurde.

„Hurra, der Hannes ist wieder frei!“ dröhnte es im Chor und eine Woge der Begeisterung ging durch das ganze Gemäuer.

Die Erfahrungen der früheren Zeit hatten bereits dazu geführt, daß in jeder Zelle eine Schnur versteckt war. Jetzt, wo die Gefangenen den Hannes in Freiheit wußten, waren sie auch sicher, daß ihnen Futter und Nachrichten regelmäßig zugehen würden.

Kurz darauf begegnet Hannes dem Rudi Rittler, dem jüngsten der Rittlerbuben, und erfährt von diesem ein anderes hübsches Husarenstückchen. Genau wie Hannes hatten auch die Gebrüder Rittler damit gerechnet, wegen der Sprengkörper zur Verantwortung gezogen zu werden. Im Gegensatze zu Hannes waren sie aber unterrichtet, daß durch die Entwickelung der Dinge die Verwüstungen des großen Böllers im Park in der Nacht nicht hatten beseitigt werden können, und sie mußten annehmen, daß im Laufe des Tages die Gendarmerie diese

Spuren finden würde. Besonders für Cyrus konnte das äußerst belastend sein, denn die Abdrücke seiner Bergschuhe mit der eigenartigen Nagelung waren geradezu ein klassisch-schöner Indizienbeweis. Und Cyrus hatte diese Schuhe ja noch an! Auch dem Rudi war die Gefährlichkeit dieser Zusammenhänge klar geworden, und er beschloß, alles auf eine Karte zu setzen. Rasch holte er im Schloß ein paar andere Stiefel, und er hatte das Glück, ungehindert und ungesehen in den Gerichtshof gelangen zu können. Eine Verständigung mit den Gefangenen war nicht schwer. Die Bergstiefel des Cyrus kamen an einer Leine herunter, Rudi schnitt sie ab und knüpfte die anderen Schuhe daran, die sofort hochgezogen wurden. Innerhalb weniger Sekunden war der Austausch beendet — ein Austausch, der unter Umständen Cyrus das Leben gerettet hat. Daß er bei hellichtem Tage vorgenommen worden war, steigerte die Leistung gewaltig, und daß er glückte, war nur dem Umstand zu verdanken, daß die Behörden in der Aufregung dieses Tages alle Hände voll zu tun hatten. —

Hannes war kaum zu sich gekommen, hatte sich umgekleidet und etwas gegessen, als bereits von neuem ein Gendarm erschien, der ihn zum Postenkommandeur der Gendarmerie holen sollte. Was blieb Hannes anderes übrig, als ihm zu folgen? Auf eine Aufregung mehr oder weniger kam es jetzt auch nicht mehr an.

Diesmal machte der Postenkommandant Moitzi ein ernsteres Gesicht.

„Herr Ingenieur", begann er die Vernehmung, „es besteht der dringende Verdacht, daß Sie hochbrisante Sprengstoffe herstellen sollen!"

„Haben Sie schon einmal gehört, Herr Kommandant“, antwortete Hannes kühl, „daß die Sprengstoffherstellung in das Aufgabengebiet eines Maschineningenieurs fällt?“ Jetzt, wo er wußte, daß es ums Ganze ging, war Hannes frecher denn je.

„Das sicher nicht“, gab Moitzi zur Antwort, „aber es muß hier in der Stadt irgend jemand geben, der sich damit befaßt. Diese Böller, die wir gefunden haben, stammen nicht aus Laienhand, und ihr Sprengwirkungen deuten auf einen Fachmann.“

Hannes wurde es etwas schwül, denn er konnte ja nicht wissen, was diese Schergen inzwischen ausgeschnüffelt hatten.

„Und warum muß gerade ich das sein?“ meinte Hannes keck.

„Das will ich Ihnen sagen“, erwiderte der Kommandant, „weil Sie der einzige sind, dem man hier etwas Derartiges zutrauen könnte.“

„Sehr schmeichelhaft“, lächelte Hannes, „aber dazu dürften doch auch Laboratorien und Werkstätten zur Herstellung nötig sein.“

„Im allgemeinen gewiß!“ bestätigte der andere, „aber wir vermuten, daß dieser Sprengstoff in der Wohnung eines dieser Nazis hergestellt wird!“

Hell lachte Hannes auf. „Herr Kommandant, den Nazi möchte ich kennenlernen, der seine Wohnung für derartige Zwecke zur Verfügung stellt, wo er jeden Augenblick damit rechnen müßte, in die Luft zu gehen!“

„Vielleicht haben Sie nicht unrecht, Herr Ingenieur!“ fuhr Moitzi fort, „aber ich traue den Nazis alles zu. Ich habe zwar schon selber diese These in Zweifel gezogen, aber ich finde keine andere Erklärung für alle

diese Vorfälle. — Übrigens“, und damit nahm seine Stimme einen warmen Ton an, „tut es mir in der Seele weh, zu sehen, daß ein Mann wie Sie, mit Ihrem Wissen und Ihrem Können, mit solcher Zukunft so auf das verkehrte Pferd setzt. Sie sollten von den Nazis abschwenken und zu uns herüberkommen, glauben Sie mir, Sie würden es nicht bereuen und eine glänzende Karriere stünde Ihnen bevor. Verlassen Sie sich darauf, das Vaterland würde es Ihnen danken!“

„Ich glaube, Sie überschätzen meine Fähigkeiten, Herr Kommandant“, lächelte Hannes mit deutlicher Ironie, „schon die Tatsache, daß ich auf der anderen Seite stehe, wird Ihnen ja Beweis dafür sein. Ich habe nun einmal nicht die Fähigkeit, meine Anschauungen wie ein Hemd wechseln zu können. Im übrigen glaube ich, daß gerade dieser Ort am allerwenigsten geeignet ist, um weltanschauliche Fragen zu diskutieren.“

„Ganz wie Sie meinen, Herr Ingenieur!“ erwiderte Moitzi schroff, „ich gab Ihnen nur aus menschlichem Interesse den Rat, weil ich es gut mit Ihnen meinte.“ Und dann richtete er sich zu seiner vollen Würde auf: „Sie können jetzt gehen! Sie werden aber die Stadt nicht verlassen und sich immer zur Verfügung der Gendarmerie halten. — Danke!“

Damit war Hannes in Ungnade entlassen. Lange überlegte er, was nun am besten zu tun sei. Daß der Boden ihm unter den Füßen recht heiß geworden war, das konnte er sich nicht verhehlen. Daß jeder Tag, ja jede Stunde neue Überraschungen bringen konnte, damit mußte gerechnet werden. Er merkte es schon daran, daß ihm auf Schritt und Tritt Spitzel auf den Fersen waren, und daß seine ganze Tätigkeit scharf überwacht wurde.

Da Propagandaaktionen für die nächsten Tage doch nicht in Frage kamen, sagte sich Hannes: das beste ist, stillschweigend einmal zu verschwinden und zunächst aus der Entfernung den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten. Eine Skitour in die Berge erschien ihm als das Richtigste.

Nachdem er den Unterstützungsdienst für die Gefangenen gut organisiert hatte, ließ er sich seine Skier aus der Stadt herausbringen — denn er selbst wäre, wenn man ihn mit Skiern in der Stadt angetroffen hätte, sicher verhaftet worden — und entzog sich allen weiteren Beschnüffelungen durch eine Bergtour.

Der rote Putsch

Sonnige Wintertage in den Bergen lassen leicht die überstandenen Mühen und Drangsale vergessen. Auch Hannes gab sich ganz dem Zauber der Bergwelt hin, bis ihn die rauhen Tatsachen aus seinem idyllischen Winterparadies aufscheuchte. Mit einem Schlage stand er wieder in der Wirklichkeit, denn ihn hatte die Kunde erreicht, daß Gustav Hastaba, der Kreisleiter, verhaftet worden sei.
Hastaba war Eisenbahnbeamter und konnte durch seine Dienststellung den Parteiverkehr zwischen Voitsberg und Graz unauffällig vermitteln. Nun hatte sich Hastaba in Graz dreißig kleine Papierböller verschafft, denn man konnte sie ja auch in Voitsberg bald wieder einmal gebrauchen. Es waren im Grunde nur kleine Pappröhren, 20 Zentimeter lang und 6 Zentimeter breit, die unmöglich Schaden anrichten konnten, aber immerhin einen ausreichenden Lärm garantierten. Hastaba hatte sie, schön in ein Paket verschnürt, mit zur Bahn genommen, doch auf dem Bahnhof legte sich plötzlich die Hand eines Kriminalbeamten auf seine Schulter.
„Halt, Sie — was haben Sie in diesem Paket?“
„Das geht Sie einen Dreck an!“ hatte Hastaba geknurrt, aber der Beamte hatte ihm seine Erkennungsmarke gezeigt und ihn aufgefordert, mit zur Wache zu kommen.

Als dort das Paket geöffnet wurde, rollten plötzlich dreißig Böller vor den Augen der entsetzten Beamten herum. Im Nu drängten einige zur Tür hinaus.
„Was ist das?“ stotterte der bleich gewordene Kriminalbeamte.
„Das werde ich wohl nicht zu erklären brauchen“, meinte Hastaba, „aber damit ihr's genau wißt — Böller sein's!“
Den Gendarmen verschlug es den Atem. Jedes Leugnen wäre ja Unsinn gewesen und Hastaba war sich vollkommen klar, was ihm bevorstand.
Hastaba wurde sofort verhaftet und büßte seinen „Frevel“ mit einem halben Jahr Gefängnis. —
Diese Kunde aber überzeugte Hannes, daß es an der Zeit sei, wieder in den Gang der Dinge drunten in Voitsberg einzugreifen. Sofort kehrte er zurück und kam gerade recht, um die Verhandlungen wegen der Vorfälle beim Besuche des Landeshauptmanns mitzumachen. Es zeigte sich, daß die Sprengstoffanschläge von der Gendarmerie tatsächlich nicht hatten geklärt werden können. Bei der Haussuchung auf Greisenegg war zwar noch ein Pfropfen aus Fichtenholz gefunden worden, der fraglos zu dem Böller gehört hatte. Da aber der bei der Kirche gefundene Pfropfen des zweiten Böllers aus Buchenholz war, konnte die Identität der Täterschaft nicht nachgewiesen werden. Da die Schwester von Hannes auch bei der Verhandlung beteuerte, sie könne sich versehen oder geirrt haben, so waren auch in der Luftballonsache keine greifbaren Anhaltspunkte vorhanden, und beide Verfahren wurden wegen Mangel an Beweisen eingestellt.
Nun begann eine neue Spanne regster Aktivität. Die

etwas ins Hintertreffen gekommene Propaganda wurde wieder aufgenommen und Werbeschriften in Massen verteilt. Vor allem wurde versucht, die Industriearbeiter aufzuklären, und jeden Morgen fanden die Arbeiter der einzelnen Fabriken auf ihrem Arbeitsplatz Werbematerial, das seinen Eindruck nicht verfehlte. Ja, man konnte sehr bald feststellen, daß eine ausgesprochene Nachfrage vorhanden war, denn viele dieser Arbeiter versuchten ehrlich, den richtigen Weg zu finden.
In diese Zeit fiel ein anderes Ereignis, das weithin die Aktionen der NSDAP. beeinflußte. In Wien war am 12. Februar 1934 der rote Putsch losgebrochen. Der „Republikanische Schutzbund", die Streitmacht der Marxisten, hatte losgeschlagen, weil er eine Überflügelung durch die schwarzen Sturmscharen oder die Vaterländische Front befürchtete und um seine Existenz bangte. Die in Festungen umgewandelten Neubaublocks in Ottakring, Simmering, Heiligenstadt und Floridsdorf waren die Brennpunkte dieses Kampfes, und im Maschinengewehr- und Artilleriefeuer der Bundestruppen mußten zahllose verführte Arbeiter ihr Leben lassen.
Der Aufstand blieb nicht allein auf Wien beschränkt, die ganze Provinz wurde in den Putsch mit hineingerissen, denn überall im Lande schlugen die örtlichen Organisationen der Marxisten ebenfalls los, um ihre Gefährten in Wien zu entlasten. Auch Voitsberg wurde in diesen Strudel gezogen, und hier war es vor allem die Glasfabrik, eines der größten industriellen Werke der Stadt, die von den Arbeitern besetzt und in eine kleine Festung verwandelt wurde. Die Bahnlinie Voitsberg—Graz wurde von den Arbeitern blockiert, so daß der Verkehr mit der Landeshauptstadt lahmgelegt war.

Der sozialdemokratische Bürgermeister der Stadt führte das Kommando über den roten Schutzbund. Von Wien aus waren Abteilungen des Bundesheeres nach Voitsberg befohlen, um mit Waffengewalt die Ruhe wiederherzustellen. Eine vorausgeschickte Drohung, die Glasfabrik dem Erdboden gleichzumachen, hatte um so mehr Erfolg, als gleichzeitig bei der örtlichen Kommandostelle der Putschisten die Meldung eingetroffen war, daß der Aufstand in Wien zusammengebrochen sei. Da konnte es unmöglich einen Sinn haben, in Voitsberg den Bundestruppen Widerstand zu leisten. Man verhalf den örtlichen Rädelsführern über die Grenze nach Jugoslawien, die ja nur 45 Kilometer entfernt war, und bis die Bundestruppen anrückten, war die Glasfabrik öde und verlassen.

Der österreichische Marxismus war durch diesen Putsch innerlich völlig zusammengebrochen, jedenfalls auf Jahre hinaus aktionsunfähig. Nun galt es, aus dieser Erkenntnis die richtigen Konsequenzen zu ziehen. Mancher dieser roten Kämpfer war nur Mitläufer, um seinen Arbeitsplatz nicht zu verlieren. Anderen wieder hatte der Zusammenbruch des Aufstandes die Augen geöffnet, daß der Marxismus nie und nimmer das halten konnte, was er großmäulig versprach. Sie waren innerlich mit zusammengebrochen durch ihre Enttäuschung und suchten nun nach einem Ausweg. Da waren auch eine ganze Reihe tüchtiger, ehrlicher Kämpfer, die willig sich nun in die Weltanschauung des Nationalsozialismus einführen und bekehren ließen. Jedenfalls bekam die NSDAP. durch diesen verunglückten Putsch einen starken Zustrom.

Aber noch ein anderes Moment fiel für die National=

sozialisten schwer in die Wagschale. Diese Arbeiter, die den Aufstand versucht hatten, waren einer wie der andere gut bewaffnet. Nun stand auf Waffen- oder Sprengstoffbesitz zwar Todesstrafe, aber wie die Dinge nun einmal lagen, mußte die NSDAP. damit rechnen, daß eines schönen Tages der Endkampf zwischen dem System und den Nazis auch mit Waffengewalt durchgekämpft werden mußte. Diese gute Gelegenheit, Waffen aufkaufen zu können, durfte man sich keinesfalls entgehen lassen. So begann ein lebhafter Waffenschmuggel, und tagtäglich wurden in der oder jener Wohnung Gewehre und Pistolen aufgekauft und in Sicherheit gebracht. Diese Waffen wanderten alle nach dem Stollen des Bergwerks Zangtal, wo allmählich ein ganzes Waffenarsenal entstand.
Eines schönen Tages erzählte ein SA.-Mann (er hatte früher auf der Seite der Roten gekämpft), er wisse ein Versteck, wo hundertfünfzig Handgranaten in einem Garten vergraben seien. Die mußten natürlich sofort gesichert werden. Man brachte sogar — trotz der darauf stehenden Todesstrafe — die Gemütsruhe auf, diese Handgranaten am hellichten Tage auszugraben, sie auf einen Schubkarren zu laden und gut getarnt durch die ganze Stadt zu fahren. An einer sicheren Stelle im Wald wurden sie zunächst verborgen, bis sie bei Nacht ebenfalls nach Zangtal wanderten.
Es war ein beruhigendes Gefühl, für alle Fälle Waffen in Händen zu haben. Aber, was nutzten die schönsten Waffen, wenn die, für die sie bestimmt waren, nicht damit umzugehen verstanden? Darum begann jetzt eine Zeit militärischer Schulung, vor allem im Schießen. Natürlich konnte man diese Schießübungen nicht im

freien Gelände vornehmen, ohne aufzufallen, aber die Stollen in Zangtal waren verschwiegen, kein Laut drang an die Außenwelt. So wurden nun wöchentlich zweimal Scharfschießübungen in Zangtal für die SA. angesetzt. In Gruppen zu je fünfzehn Mann wurden die Leute dann im Gebrauch des Gewehres unterrichtet und im Schießen ausgebildet. Mancher war dabei, der noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt hatte, der es noch nicht einmal richtig halten konnte. Als Zielscheiben dienten Taschentücher, die man am Ende der Stollenwand befestigt hatte. Geschossen wurde auf eine Entfernung von hundert bis hundertfünfzig Meter. Die ersten Ergebnisse auf diesem Gebiete waren einfach niederschmetternd und bewiesen, wie notwendig diese Schulung war. Gewiß, in diesen Stollen war alles unendlich schwierig; jeder Knall vervielfachte sich, jeder Luftdruck machte sich unangenehm bemerkbar, so daß die meisten beim Abschuß zunächst den Kopf einzogen, die Augen zumachten und losdrückten. Daß der Schuß überall anders hinkam, nur nicht auf die Scheibe, läßt sich denken. Hier war jedenfalls noch sehr viel zu tun, und es gehörte eine unendliche Kleinarbeit dazu, bis sich die ersten brauchbaren Ergebnisse zeigten.

Es hätte nicht viel gefehlt, dann wäre eines Tages auch dieser Schießverein ausgehoben worden. Und das kam so: Es war auf acht Uhr abends eine Schießübung angesetzt. Hannes, der die Ausbildung leitete, bekam kurz vor dem Weggehen die Meldung, es sei ein Kurier aus Stallhofen gekommen, der Propagandamaterial und Böller abholen wolle. Was sollte man nun zuerst machen? Das Material ausgeben und die Burschen beim Treffpunkt warten lassen, oder zum Treffpunkt gehen

und die Materialverteilung einem anderen übertragen? Das erstere war auf alle Fälle gefährlicher, denn ein Trupp junger Burschen brachte leicht die Gendarmerie auf unerwünschte Gedanken. Also schickte Hannes einen SA.-Mann, mit genauen Instruktionen versehen, zu dem Kurier, der in dem Gasthaus wartete, wo das Material versteckt lag.

Nun wollte es der Zufall, daß der Gastwirtssohn, der das Material in Verwahrung hatte, nicht anwesend war. Der Stallhofer Bursche will warten, aber Frau Reichel, die Gastwirtsfrau, weiß ja, wo die Sachen stecken. Sie händigt also das Gewünschte aus und der Bursche kehrt nach Stallhofen zurück, wo er gleich die Verteilung vornimmt.

Kaum hat der Stallhofener Bursche zu Hause mit der Arbeit des Verteilens begonnen, als ihm ein Gendarm schon im Nacken sitzt und ihn verhaftet. Man fragt ihn aus, wo er das Material her hat, aber man kann nur aus ihm herausbringen, daß es aus Voitsberg stammt. Also beschließt der Gendarm, den Burschen kurzerhand mit nach Voitsberg zu nehmen und nicht zu ruhen, bis er das Versteck ausfindig gemacht hat. Der Bursche läßt sich auch unter Druck setzen und verrät, daß er in der Gastwirtschaft von Reichel das Material erhalten hätte.

Eine Verhaftung kann ja nicht unbemerkt bleiben, und als die Stallhofener davon erfahren, wissen einige Parteigenossen auch, was sich abspielt. Mutter Reichel wird schleunigst telephonisch unterrichtet, was geschehen, und bis der Gendarm mit dem Burschen in das Gasthaus Reichel kommt, hat Mutter Reichel längst alles in Sicherheit gebracht. Die Haussuchung bei ihr verläuft

völlig ergebnislos, doch der Gendarmerie gelingt es, den Namen des Mittelsmannes, des SA.-Mannes Höller, festzustellen. Dieser, Mutter Reichel und der Stallhofener werden festgesetzt und büßen ihren „Frevelmut“ mit zwei Monaten Arrest. Keiner von ihnen sagte mehr aus, als die Gendarmerie selbst beweisen konnte.
Es war inzwischen Ostern herangekommen. Natürlich durfte auch dieses Fest nicht vorübergehen, ohne daß irgendwelche Demonstrationen das Dasein der Partei erneut bewiesen hätten. Am Ostersamstag fand, wie üblich, die Auferstehungsprozession statt. Man hatte gar kein Interesse daran, diese rein kirchliche Handlung zu stören, aber kaum war sie vorüber, als wiederum eine Luftballonhakenkreuzfahne über Voitsberg schwebte. Hannes hatte sie in einer Glaserei am Hauptplatz sorgfältig vorbereitet und ein Helfer hatte dann die Fahne hochgehen lassen. Zum größten Vergnügen der Nationalsozialisten zog der Ballon majestätisch über die Dächer der ganzen Stadt. Als er dann in höhere Luftschichten geriet, traf er zufällig auf die entgegengesetzte Windrichtung, so daß er in tausend Meter Höhe nochmals die Stadt überflog. Die Bauern in den Bergen grüßten jubelnd das Symbol mit erhobenem Arm.
Eine andere Aktion war der SA. übertragen worden. Sie hatte in dem Stollen von Zangtal ein vier Meter hohes Hakenkreuz zum Abbrennen zusammengebaut. Diese Kreuze machten erhebliche Mühe. Es genügte ja nicht, sie nur zusammenzuzimmern, sie mußten so gearbeitet sein, daß sie in einzelne Teile auseinandergenommen werden konnten, um sie leicht nach dem gewählten Ort transportieren zu können. Dort mußten sie in möglichst kurzer Zeit wieder zusammengefügt, mit

Benzin oder Petroleum übergossen und in Brand gesetzt werden.
Zum Abbrennen solcher Kreuze waren exponierte Plätze auszusuchen, damit sie weithin sichtbar waren. Allmählich hatte aber auch die Gendarmerie diese günstigen Punkte festgestellt, und wenn sie wieder eine neue Aktion erwartete, ließ sie diese Punkte im voraus durch Sturmscharen besetzen, um, wenn möglich, den einen oder anderen auf frischer Tat fassen zu können.
Auch an diesem Ostersonnabend hatte sich die dazu bestimmte Gruppe an die Arbeit gemacht. Nach endlosen Mühen war der Aufbau vollendet und die Flammen schlugen hoch — da prasselte ein Hagel von scharfen Schüssen auf die Nationalsozialisten, die, vor dem Feuer stehend, durch ihre Silhouette dankbare Ziele abgaben. Im Handumdrehen waren die Burschen auseinandergespritzt, denn sie waren ja unbewaffnet, während die in den Büschen versteckte Miliz weiterfeuerte. Sie hat niemand getroffen, aber als die Luft rein war, stürmten sie herbei und schlugen mit den Gewehrkolben das Hakenkreuz zusammen. So sahen die Dollfuß-Helden aus!
Daß sich die Nationalsozialisten gegen solche Piratenüberfälle zu sichern gedachten, war nur verständlich, und es folgten lange Verhandlungen mit der Gauleitung, ob man in einem Wiederholungsfalle nicht vor dem Hakenkreuz eine Mine legen sollte. Wenn dann die feigen Milizen aus dem Hinterhalt hervorstürzten, um das Hakenkreuz zu zerschlagen, dann konnte man diese Mine ja aus der Ferne elektrisch entzünden. Freilich, man mußte damit rechnen, daß es auch Menschenopfer kosten könne, aber schossen denn nicht auch die Mi-

lizen scharf auf unbewaffnete SA.-Leute? Die Gauleitung war rücksichtsvoll genug, den Plan vorläufig noch zurückzustellen. Bevor noch eine endgültige Entscheidung gefällt wurde, erfolgte das Ultimatum des Landesleiters Habicht, dem zunächst ein „Burgfriede" folgte.

Verhaftet!

Alle Kenner der tatsächlichen Verhältnisse waren sich einig darin, daß die zwischen der Landesleitung der NSDAP. und dem Dollfuß-System getroffenen Vereinbarungen von dem letzteren doch nicht gehalten würden. Um so peinlicher wurde darauf geachtet, daß die Nationalsozialisten strengste Disziplin wahrten und daß kein einziger Fall vorkam, der später den Nazis hätte angekreidet werden können. Alle Übergriffe des Dollfuß-Systems wurden stillschweigend geduldet, aber es bestand kein Zweifel, daß nach Ablauf des „Burgfriedens" der Kampf mit verschärften Mitteln fortgesetzt werden müsse.
Auch Hannes rechnete mit der Fortsetzung dieses Kriegszustandes und bereitete sich darauf vor. An dem Tage, an dem der „Burgfrieden" mittags um 12 Uhr ablief, krachte um 12.05 Uhr ein schwerer Böller, der eine verschärfte Kampfansage an das System bedeutete.
So war allmählich der Geburtstag des Führers herangekommen. Die Durchführung von Aktionen wurde immer schwerer, denn das Spitzelwesen war mächtig ins Kraut geschossen, und wer als Nazi bekannt war, wurde auf Schritt und Tritt verfolgt. Es war also die allergrößte Vorsicht geboten.
Hannes war auf die Idee gekommen, sich eine zerlegbare Böllerkanone bauen zu lassen, eine Art Minenwerfer. Die konnte man an irgendeinem stillen Ort auf-

stellen, die Böller mit Hilfe einer starken Feder (ähnlich wie bei den Kindergewehren) abschießen, und wenige Minuten später waren Schütze und Geschütz spurlos verschwunden. Im Grundbuchamt hatte er sich einen genauen Stadtplan abgezeichnet, nach dem er alle Entfernungen auf den Zentimeter genau berechnen konnte. Eine Gärtnerei, die hinter den Häusern des Hauptplatzes lag, war auch schon gefunden, von der aus er seine Böller über die Dächer der Häuser nach dem Hauptplatz schießen konnte. Die Tochter des Besitzers der Gärtnerei war ja zunächst etwas blaß geworden, als Hannes ihr sein Vorhaben auseinandersetzte, doch als er die Garantie übernahm, daß er fünf Minuten nach erfolgtem Abschuß samt seiner „Kanone" spurlos verschwunden sei, war sie damit einverstanden.

Da der Bau der „Kanone" aber geraume Zeit erforderte, plante Hannes vorher noch einige andere Aktionen.

Da war zum Beispiel eine festliche Veranstaltung, die in dem Festsaal von Voitsberg stattfinden sollte. Man konnte sicher sein, daß alles da war, was sich zur Prominenz der Schwarzen zählte.

In dieser Versammlung eine Hakenkreuzfahne zu hissen, mußte ein ganz besonderes Vergnügen sein, nur schade, daß man persönlich nicht die Gesichter studieren konnte, wenn sie bei diesem Anblick fahl vor Schreck oder rot vor Zorn wurden. Und das war noch nicht einmal besonders schwer zu bewerkstelligen. Der acht Meter hohe Festsaal hatte nämlich nach der Seite hin einen Anbau, der zu einem Häuserblock führte. Gerade über diesem Anbau hatte man an der Saaldecke einen großen Ventilator eingebaut. Es war also — einige turnerische Ge-

wandtheiten und etwas Mut vorausgesetzt — gar nicht schwer, über die Dächer an den Ventilator heranzukommen. Im richtigen Augenblick konnte man dann von außen her eine Stange mit Fahne durchstoßen und sich das Tuch dann entfalten lassen. Hannes hatte alles wohl durchdacht und vorbereitet, er hatte auch die Klettertour ausprobiert, aber die Festversammlung wurde verschoben. Und als sie dann später doch noch stattfand — saß Hannes bereits in Wöllersdorf.

Jedenfalls mußte am Geburtstag des Führers wieder etwas besonderes unternommen werden, das stand für die Nationalsozialisten fest. Mit dem Abbrennen von Hakenkreuzen mußte man schon in die weitere Umgebung gehen, da die nahe gelegenen Punkte alle von Sturmscharen besetzt waren. Und doch gelang es einer wackeren Gruppe von SA.-Leuten, selbst auf Obervoitsberg ein Hakenkreuz abzubrennen. Sie hatten ein Drahtseil in der Ruine über die Mauer geworfen — von innen nach außen — und das Hakenkreuz daran hochgezogen. Lediglich dem Umstande, daß das Drahtseil durch die Hitze an einer Stelle durchbrannte und das Hakenkreuz herabstürzte, war es zu verdanken, daß dieses brennende Symbol nur eine Minute sichtbar blieb.

Den größten Schlag aber wollte Hannes persönlich durchführen. Ihm schwebte nichts mehr und nichts weniger vor, als auf dem Kirchturm von Voitsberg — mitten in der Stadt und gegenüber der Polizeiwache — eine Hakenkreuzfahne zu hissen, die Durchführung der Absicht war auf den Vorabend des Geburtstages festgesetzt. Diese Aktion war nicht nur technisch schwierig, sie war auch um so gefahrvoller, als sie gleichsam unter den Augen der Polizei ausgeführt werden mußte. Hannes

hatte bei diesem Unternehmen insofern Pech, als die beiden Leute, auf deren Mithilfe er gerechnet hatte, absagten. Also mußte er sich zwei andere zu Hilfe nehmen, und es war immerhin noch ein Vorteil, daß wenigstens der eine der beiden Ersatzleute, der Schlosser Metelko mit den in Frage kommenden Arbeiten einigermaßen vertraut war.

Hannes hatte die zwölfte Stunde zur Ausführung der Tat bestimmt. Da die vier Meter lange Fahnenstange unbedingt auffallen mußte, hatte man sie in drei Teile zersägt, und diese Teile sollten, wenn man erst einmal in der Kirche war, mit Hilfe von eisernen Muffen wieder zusammengeschraubt werden. Alles war aufs sorgfältigste vorbereitet. Die Fahnenstangenteile und die Muffen lagen bereit, der Hannes hatte seine Taschen mit allem notwendigen Werkzeug gefüllt und der Schlosser hatte sich das Fahnentuch um den Leib gewunden.

Die Voitsberger Pfarrkirche lag gegenüber dem Rathaus, und zwischen dem Kirchturm und dem Rathaus war ein Abstand von ungefähr zwanzig Meter. Um auf den Kirchturm zu gelangen, gab es nur eine einzige Möglichkeit. Auf der einen Seite des Kirchenschiffes befand sich ein kleiner Anbau mit einer verschlossenen Eingangstüre. Die dem Rathaus zugewandte Seite des Anbaus hatte in ungefähr zwei Meter Höhe eine meistens offene Fensterluke, gerade groß genug, einen Mann bescheidenen Körperumfanges durchzulassen. Der Einstieg in die Fensterluke wäre mit vereinten Kräften ohne weiteres möglich gewesen, nur der Umstand, daß diese Stelle der Polizeiwache direkt gegenüberlag — es trennten sie kaum zwanzig Meter — machte die Sache doch recht gefährlich. Es brauchte in diesem Augenblick nur ein Po-

lizist oder Sturmscharmann die Wache zu verlassen, dann wäre fraglos alles entdeckt worden und der Behörde wäre das ganze belastende Material in die Hände gefallen.

Die zwölfte Stunde war gekommen, alles war zur Ausführung der Tat bereit. Gedeckt von dem Anbau harrten Hannes und der Schlosser des Mannes, der die Fahnenstangenteile bringen sollte. Der Gastwirtssohn Reichel war dieser dritte.

Richtig — da kam er auch schon die Seitenstraße daher auf die Kirche zu. Die Fahnenstangenteile hatte er unter den Arm geklemmt.

Es war ein ausgesprochenes Pech, daß gerade in diesem Augenblick ein Gendarm die Straße überquerte, und an dem Rathaus entlang ging.

Wäre Reichel ruhig weitergegangen, so wäre wahrscheinlich gar nichts aufgefallen, denn dafür war es zu dunkel und die Entfernung zu weit. Reichel aber durchzuckte ein Schreck, und er tat das dümmste, was er tun konnte — er warf sich mit seinen Stangen platt auf die Straße, um nicht gesehen zu werden. Das aber hatte den Gendarm erst aufmerksam gemacht, zumal die Stangen beim Hinwerfen klapperten.

Der Gendarm schien seinen Weg ruhig fortzusetzen. Kaum war er aber über die Querstraße hinweg, als er mit einigen großen Sätzen nach der Polizeiwache eilte, die Tür aufriß und brüllte:

„Alarm! Die Nazis sind an der Arbeit!"

Als die drei Verschworenen die Milizleute die Wachtstube verlassen sahen, wußten sie, daß der Plan gescheitert war. Nur die schleunigste Flucht konnte noch retten.

„Lauft's, was ihr könnt!" hatte Hannes den Kameraden zugerufen und dann selbst das Weite gesucht. Auf seiner Flucht warf er alles, was irgendwie belastend hätte wirken können, Stück für Stück über die Gartenzäune, selbst die Windjacke schmiß er weg. Schließlich hatte er sich in einen „harmlosen Spaziergänger" verwandelt.

Doch die „Sturmscharen" trauten auch harmlosen Spaziergängern nicht. Als sie den Hannes aufgriffen, durchsuchten sie ihn von oben bis unten. Man fand bei ihm nicht das mindeste. Daß er aber etwas im Schilde führte, selbst wenn nicht das geringste zu beweisen war, davon waren alle überzeugt. Wenn Hannes nachts „spazieren" ging, dann hatte das immer etwas zu bedeuten, denn Mondscheinpartien waren nicht seine Sache.

Es bedurfte in dieser Zeit gar keines Beweises mehr, allein der Verdacht genügte, um jemanden festzusetzen, der sich unbeliebt gemacht hatte.

So war Hannes auch keineswegs verwundert, als am übernächsten Tage ein Gendarm in seine Wohnung kam und ihn anschnauzte:

„Im Namen des Gesetzes! Sie sind verhaftet!"

„So!" meinte Hannes kühl, „darf ich fragen, warum?"

„Ich habe Ihnen keine Rechenschaft zu geben!" brüllte der Gendarm, „es genügt, wenn ich Ihnen sage: Sie sind verhaftet!"

„Ich protestiere gegen diese Verhaftung!" antwortete Hannes, „im übrigen lassen Sie mir meine Ruhe, Sie sehen doch, daß ich gerade zu Mittag esse!"

„Sie haben noch fünf Minuten Zeit", erwiderte der Gendarm, „dann werden Sie sofort nach Messendorf abgeführt!"

„Aha — aus diesem Loch pfeift der Wind!“ meinte Hannes, „aber Sie irren sich. Erst wird man mir etwas beweisen müssen!“
Doch alle Proteste waren erfolglos. Weinend packten die Mutter und die Schwester rasch ein kleines Köfferchen, und nach einem kurzen Abschied trat Hannes den Weg ins Konzentrationslager an.

Hinter Stacheldraht!

Jetzt, wo Hannes wirklich ins Konzentrationslager gebracht werden sollte, hatte es die Polizei auf Grund früherer Erfahrungen doch etwas schlauer angefangen. Diesmal war die Verhaftung überfallartig erfolgt und die Zeit war so gewählt, daß der Nachmittagszug gerade noch erreicht werden konnte. Es war ganz unmöglich, daß jemand von seinen Kameraden hätte verständigt werden können. Die Vorsorge der Gendarmerie ging so weit, daß alle wichtigen Punkte auf dem Weg zum Bahnhof mit „Sturmscharen" besetzt waren. Auf jeder Seite von einem „Hipo" flankiert, schritt Hannes erhobenen Hauptes dem Bahnhof zu. Der Abtransport gelang ohne jeden Zwischenfall.

Messendorf, etwa drei Kilometer von Graz entfernt, war ein ehemaliges Irrenhaus, das jetzt als Konzentrationslager verwendet wurde. Die Anstalt wurde von den Heimwehren schwer bewacht, eine Flucht also unmöglich.

Als Hannes nach Erledigung der Aufnahmeformalitäten von zwei Bewaffneten nach einer großen Zelle geführt wurde, in der bereits dreißig Mann, eng zusammengepfercht, hausten, tönte ihm eine bekannte Stimme entgegen:

„Do schau her, der Hannes! Fein, daß du mich mal besuchst!"

Es war Gustav Hastaba, der frühere Kreisleiter, der sich nur im stillen darüber wunderte, daß man Hannes so

entgegenkommend behandelte, indem man diesen „Besuch“ bis in die Zelle führte.

Froh, einen Bekannten gefunden zu haben, reichte ihm Hannes lachend die Hand: „Hat sich was mit ‚Besuch‘, mein Lieber! Hier bin ich, hier bleib ich auch vorderhand!“

Jetzt war die Verblüffung auf Hastabas Seite. Schnell hatte sich die Freude in eine Enttäuschung verwandelt, denn jetzt fiel ihm ein, daß der Voitsberger Kreis ja damit auch einen seiner besten Kämpfer verloren hatte.

Der Aufenthalt in Messendorf war eine Qual. Die dreißig Mann waren so eng in dem Raume untergebracht, daß sie nur auf ihren Strohsäcken sitzen konnten. Nur für einen kleinen Teil der Gefangenen waren Stühle und eine Bank vorhanden. Bewegung gab's nicht, es war ein graues, blödes, trostloses Warten.

Die Bewachung durch die Heimwehrmannschaften wurde streng durchgeführt, die geringste Abweichung vom Schema kostete Gummiknüppelhiebe, und man mußte froh sein, wenn man wenigstens einen guten Bekannten hatte, mit dem man seine Gedanken austauschen konnte. Bereits zwei Wochen lang hatte dieses stumpfsinnige Dahinbrüten gewährt, als eines Morgens plötzlich und unerwartet der Name Gröger beim Appell aufgerufen wurde. „Sie machen sich sofort fertig, Sie werden in das Konzentrationslager Waltendorf überführt!“

Das war eine Überraschung, wenn auch eine schmerzliche für Hastaba, der zurückblieb. Doch was sollten alle Überlegungen? Hier war kein Platz für Gefühle, hier galt es nur, der brutalen Macht zu weichen.

Wiederum, jeder von zwei Mann eskortiert, bestieg

Hannes mit einigen anderen den „Grünen Heinrich“, der im Hofe wartete, und ab ging es.
Waltendorf lag etwas näher an der Stadt Graz, gleichsam an der Peripherie, und war ehemals eine Schule. Dieses Lager war vielleicht noch überfüllter wie Messendorf, denn dort saßen ungefähr zweihundert Häftlinge, hier aber dreihundert. Es bedeutete insofern eine Besserung, als dieses Lager über einen großen Hof verfügte, in dem die Gefangenen des Morgens und des Nachmittags je eine Stunde spazieren gehen konnten. Spazieren gehen! Sie mußten — einer hinter dem anderen — im Kreise herumtraben, scharf bewacht von allen Seiten. Immerhin hatten sie etwas Bewegung, und das wurde nach Messendorf bereits als eine Besserung empfunden.
Eines Tages gab es wegen einer Lapalie zwischen einem Wachmann und einem Gefangenen einen kurzen Wortwechsel. Der Wachmann wollte gerade mit der Hand zum Schlage gegen den Gefangenen ausholen, als die übrigen Gefangenen sich wie ein Mann auf den Wachmann stürzten. Große Aufregung. Die Wache stürmte herbei und machte sich zum Schuß fertig, die Sache war aber schon erledigt. Natürlich wurde eine große Untersuchung eingeleitet, ein Ergebnis kam nicht dabei heraus.
Für Hannes wurde die Lage brenzlicher, als sich eines Tages der Untersuchungsrichter für ihn zu interessieren begann. Ganz unerwartet wurde er plötzlich im „Grünen Heinrich“ abgeholt, um im Landesstrafgericht Graz dem Untersuchungsrichter vorgeführt zu werden. Hannes hatte keine Ahnung, was der von ihm wollte, und es wurde ihm einigermaßen schwül, als die Böllergeschichte beim Besuche des Landeshauptmanns wieder aufgerollt wurde. Zum Glück konnte er sich auf sein gutes Ge-

dächtnis verlassen, und seine Aussagen wichen trotz des scharfen Verhörs nicht von seinen früheren ab. Wenn auch dieses Verhör ergebnislos blieb, so gab ihm diese Wißbegier des Untersuchungsrichters doch zu denken, denn sie deutete ja darauf hin, daß man ihn mit aller Gewalt für einige Jahre hinter Kerkermauern festsetzen wollte. Doch auch in Waltendorf sollte seines Bleibens nicht lange sein. Schon seit Tagen munkelte man davon, daß alle die Nazis, die eine leitende Position innegehabt hätten, nach dem berüchtigten Konzentrationslager Wöllersdorf abgeschoben werden sollten. Dieses Gerücht wurde sehr bald Tatsache. Eines Morgens wurde eine ganze Anzahl von Häftlingen dem Gefängnisarzt vorgeführt. Man witterte förmlich die Vorbereitungen, und als am Abend tatsächlich für die Betreffenden der Befehl zum Abrücken kam, war es durchaus keine Überraschung, obwohl mit keinem Worte erwähnt wurde, wohin die Reise ging. Selbst nach außen hin war das Gerücht gedrungen, denn noch bevor der „Grüne Heinrich“ vorfuhr, ging im Schulhof ein (wohl von draußen geworfener) schwerer Böller los, ein letzter Abschiedsgruß an die Scheidenden und ein eindeutiger Beweis, daß die NSDAP. nicht nur lebte, sondern auch auf dem Posten war.

Stark gesichert verließ der „Grüne Heinrich“ die ungastliche Stätte. Auf dem Grazer Hauptbahnhof war ein ganzes Polizeispalier aufgestellt, damit auf dem kurzen Wege vom Wagen bis zum Sonderzug keiner entfliehen konnte, und schließlich glitt der Sonderzug in die Nacht hinaus, um die Häftlinge über den Semmering nach Wiener-Neustadt in das berüchtigte Konzentrationslager Wöllersdorf zu bringen.

Wöllersdorf!

Das Konzentrationslager Wöllersdorf war auf dem Gelände einer ehemaligen k. und k. Munitionsfabrik errichtet worden. Halbverfallene, nur notdürftig geflickte Fabrikgebäude — denn die Anlage stammte noch aus dem Weltkrieg — waren über eine Riesenfläche zerstreut und dienten nun zur Unterbringung der gefürchtetsten Gegner. Dementsprechend war das Lager auch außergewöhnlich stark gesichert, und Stacheldrahtverhaue, die jeden Fluchtversuch illusorisch machten, bildeten die einzige „Augenweide" auf den trostlos kahlen und nüchternen Plätzen. Man hat nie recht erfahren, wie stark Wöllersdorf eigentlich belegt war, aber die Zahl muß in die vielen Tausende gegangen sein, denn das Lager war überfüllt. Viele „Objekte" (so wurden die einzelnen Bauten genannt) waren zudem noch als Gefängnisse hergerichtet.
Als der neue Transport ankam und die Aufnahmeformalitäten beendet waren, hieß es:
„Die Neuen kommen nach Objekt 236!"
Dieses „Objekt 236" war eine ehemalige Fabrikhalle, vollgepfropft mit Häftlingen aus allen Gegenden und allen Ständen. Die Ankunft der „Neuen" hatte sich schnell herumgesprochen, und die Kunde „Die ersten Steierer sind angekommen!" begegnete überall lebhaftestem Interesse.
Als die Neuen von einer starken Eskorte nach diesem

„Objekt 236" geleitet wurden, sollten sie erst einmal eine gewaltige Überraschung erleben. Die Tür der Halle öffnete sich, sie traten ein — und ein vielhundertstimmiges „Heil Hitler!" donnerte ihnen entgegen. Die meisten der Neulinge glaubten zu träumen. Wo waren sie denn da hingeraten? Draußen in der Freiheit wurde jeder Hitlergruß exemplarisch bestraft, und hier im Konzentrationslager schien er ganz an der Tagesordnung zu sein? Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie über den Betten der Häftlinge massenweise Hakenkreuze und Hitler-Bilder sahen! Das schien doch eine völlig verdrehte Welt zu sein! Nichts ist bezeichnender für die Überfüllung, daß bei der Ankunft der Neuen erst einmal eine Anzahl der alten Häftlinge aus den Betten geworfen und zum Spazierengehen in den Hof geschickt werden mußten, nur um Platz zu schaffen.

Trotz der starken Bewachung hatten die Häftlinge, schon durch ihre zahlenmäßige Überlegenheit, ein gewisses Übergewicht. Hatte sich einer der Wachmannschaften unbeliebt gemacht, so durfte er es nicht wagen, allein einen solchen Saal zu betreten. Aber diese Gefängniswärter traten ja auch nur in Gruppen zu dreien in Erscheinung und dann auch nur bewaffnet.

Natürlich konnte die Ordnung in einem solchen Lager nur durch militärische Disziplin aufrechterhalten werden. Es gab eine Lagerordnung, die genau eingehalten werden mußte. Um sechs Uhr in der Früh Wecken, von acht bis zehn Uhr Bewegung im „Auslauf" — so wurde das Stück Hof genannt, das zu jeder Baracke gehörte —, wo dann geturnt und exerziert wurde.

Wenn dann das Kommando erscholl: „Trupp 236 zu drei Gliedern angetreten!" dann spritzten die

Häftlinge nur so durcheinander, und in kürzester Zeit stand der Trupp geordnet da. So erfüllte das Konzentrationslager Wöllersdorf auch eine Aufgabe, die keineswegs im Sinne des Dollfuß-Systems lag: diese Häftlinge machten eine ausgezeichnete Schule der körperlichen Ertüchtigung durch. Während draußen in der Freiheit jedes Exerzieren streng verboten war und mit Strafen belegt wurde, genossen hier die Häftlinge eine militärische Vorbereitung, die von großem Nutzen sein konnte, wenn sie wieder in Freiheit waren. So mancher österreichische SA.-Mann hat seinen Schliff erst aus Wöllersdorf bezogen, und die meisten von ihnen machten dort zum ersten Male Bekanntschaft mit militärischer Zucht und deutschen Kommandos. Diese nationalsozialistischen Kämpfer merkten sehr bald, daß diese Schule für sie Vorteile bot, und sie unterzogen sich mit Begeisterung dieser Pflicht, deren Durchführung ihnen ja draußen in der Freiheit verwehrt war. Ja, es kam so weit, daß eine Rivalität zwischen den einzelnen Trupps entstand und jeder am besten abschneiden wollte. Das führte schließlich sogar zu „Preisexerzieren" an den Sonntagen, bei dem die Wachmannschaft mit Interesse zusah, bis man schließlich auch am Ballhausplatz in Wien kapierte, daß es wohl kaum der Zweck dieses Lagers war, für die Ausbildung der nationalsozialistischen SA. zu sorgen. Da erschien denn bald ein Bundeskanzlererlaß, daß das Exerzieren in den Konzentrationslagern zu unterbleiben habe, daß nur Turnen gestattet sei.

Im allgemeinen war der Ton im Lager viel freier als man erwarten durfte. Die Häftlinge grüßten untereinander nur mit dem Hitler-Gruß, und infolge der un-

sinnigen Überfüllung war es den Wachmannschaften gar nicht möglich, dagegen aufzukommen. Sie mußten froh sein, wenn diese Massen einigermaßen den Befehlen nachkamen. Auch der Ton unter den Häftlingen war gut. Gemeinsame Not und gemeinsame Ideale schweißten die Menschen hier zusammen, und der Begriff der Kameradschaft war oberstes, ungeschriebenes Gesetz.
Da war z. B. eines Tages ein Salzburger eingeliefert worden. Er hatte in seiner Heimat Böller geworfen und war dabei erwischt worden. Wenige Tage nach seiner Ankunft erfuhr man, daß der Mann im Standgerichtsverfahren abgeurteilt werden solle. Die Wahrscheinlichkeit, daß dieses Standgericht sich die Sache sehr einfach machte und entweder ein Todesurteil fällen oder eine langjährige Kerkerstrafe verhängen würde, lag sehr nahe. Daraufhin beschloß die Belegschaft des Objektes 236 einstimmig: den Mann lassen wir nicht aus dem Lager!
Der nächste Morgen dämmerte herauf, ein Gendarm betrat die Halle und rief den Namen dieses Salzburgers auf.
„Wo ist der Kerl?“ brüllte der Gendarm.
„Hier!“ rief schlaftrunken der Salzburger, den Kameraden geweckt hatten.
„Fertigmachen!“ brüllte der Gendarm, „in einer Stunde Abreise!“ Die Tür flog zu, der Gendarm war verschwunden.
Jetzt mußte gehandelt werden. Zunächst wurde die ganze Belegschaft geweckt, um nötigenfalls diesen Abtransport mit Gewalt verhindern zu können.
Um sechs Uhr geht wieder die Tür auf und der Gendarm tritt ein, gefolgt von zwei Wachleuten, um den

Delinquenten abzuholen. Da schlägt ihm ein Unisonochor entgegen: „Der Mann bleibt hier!"

Die drei „Hüter der Ordnung" sind sprachlos. Der Gendarm versucht, bis zu dem Delinquenten vorzudringen, aber es war vergebliche Mühe. Ein Wall von Menschenleibern schützte den Kameraden. Unverrichteter Dinge mußten die drei Mann wieder abziehen.

Es ergeht Meldung an den Objektskommandanten.

Wenige Minuten später kommt dieser selbst mit einer noch viel größeren Begleitung. Er will es mit Schroffheit zwingen. Aber unerschütterlich steht der Wall der Kameraden und ein Schreien und Brüllen tobt ihm entgegen: „Der Mann bleibt da!"

Auch er muß nach wenigen Minuten unverrichteter Dinge kehrtmachen. Schäumend vor Wut verläßt der Kommandant den Raum.

Es ergeht Meldung an den Lagerkommandanten.

Jetzt hat sich aber auch die Stimmung der Häftlinge bis zur Siedehitze gesteigert. Sie verbarrikadieren die Tür der Halle.

Wieder einige Minuten später. Der Lagerkommandant erscheint mit großem Gefolge. Nachdem die Barrikade weggeräumt ist, brandet ihm eine Welle von Haß und Hohn entgegen, so daß er sein eigenes Wort nicht versteht. Ein ohrenbetäubender Lärm erfüllt die Halle. Mit allen erreichbaren Gegenständen wird er von den Häftlingen beworfen. Sie lassen ihn überhaupt nicht zu Worte kommen.

Zornbebend, aber nur für die Umstehenden verständlich, brüllt er:

„Lagerwache alarmieren! Das ist Aufruhr! Maschinen-

gewehre her!“ Da ruft ihm der Häftling Schwabel entgegen:
„Du Sau, ausgefressene, halt's Maul!“
Eine Sekunde lang ist der Herr Kommandant erstarrt ob dieser Offenheit. Dann brüllt er los:
„Auch der Mann geht mit!“
„Alleweil!“ bestätigte Schwabel grinsend, „ob i hier sitz oder woanders, sell is wohl gleich!“
Der Lagerkommandant war kaum verschwunden, um den Generalangriff vorzubereiten, als die Stimme des Salzburgers den Lärm zu übertönen versuchte. „Kameraden!“ rief er, „laßt mich raus! Es hat keinen Sinn, daß Dutzende von euch wegen meiner ihr Blut vergießen. Gegen Maschinengewehre können wir halt nichts machen. Dank euch allen! Pfüat Gott! Heil Hitler!“
Donnernd wurde der Hitler-Gruß beantwortet. Dann sprang das Horst-Wessel-Lied auf und wie ein Mann sang es die ganze Belegschaft, dabei mit erhobenem Arm grüßend.
Tränen in den Augen, drückte der Salzburger den Umstehenden die Hand. Dann ging er, sich selbst zu stellen, um alle Weiterungen für die Kameraden zu vermeiden.
Der Lagerkommandant konnte es aber nicht verkneifen, den Schwabel wegen „Ehrenbeleidigung“ zu verklagen. Doch das Gericht kam — zu einem Freispruch, weil dem Beschuldigten nicht nachgewiesen werden konnte, daß er den Namen des Kommandanten genannt hatte und somit auch nicht feststand, ob tatsächlich der Kommandant gemeint sei. —
So schlichen die Tage und Wochen dahin in eintönigem Grau. Es war inzwischen Juli geworden. Plötzlich wurde

eines Tages Alarmbereitschaft für das ganze Lager angeordnet. Kein Mensch wußte, was los war. Da auch der Aufenthalt im Freien für die Häftlinge gesperrt war, konnte daraus der Schluß gezogen werden, daß draußen etwas ganz Schweres vor sich gegangen sein mußte. Auch die Zeitungen — fast nur schwarze Blätter kamen ins Lager — blieben aus, so daß man zwei Tage in völliger Unkenntnis der Dinge blieb, die sich draußen abspielten. Da — am dritten Tage taucht wieder die erste Zeitung auf. Ihr Titelblatt ist schwarz umrandet, es enthält die Nachricht von der Dollfuß-Katastrophe. Der erste sieht's, brüllt auf, stürzt in den Saal und schreit, was seine Lungen hergeben: „Der Dollfuß ist hin!"

Ein ungeheurer Lärm springt auf. Wohl noch nie hat eine Todesbotschaft solchen Jubel ausgelöst wie diese, denn Dollfuß war ihnen allen das Symbol der Tyrannei, des gehässigsten, stumpfsinnigsten Terrors.

Stundenlang brandet die Erregung. Daß draußen gewaltige Dinge vorgegangen sein müssen, davon ist jeder überzeugt, doch nur ganz spärlich sickern Einzelheiten darüber in das Lager. Das, was man zu hören bekommt, ist vielfach widersprechend, so daß es unmöglich ist, ein klares Bild zu formen.

Von jetzt ab wird die Erregung Dauerzustand. Am nächsten Tag wird das Objekt 236 geräumt, denn es muß Platz geschaffen werden. Alle Insassen ziehen nach dem Objekt 85 um, ebenfalls einer früheren Fabrikhalle, nur mit dem Unterschied, daß der Platz noch knapper ist und die Leute noch mehr zusammengepfercht werden. Die Neuverhafteten nehmen den Platz in der alten Halle ein. Langsam, aber sicher sickern auch die Berichte über Ein-

zelerlebnisse des Juli-Putsches durch, und jede neue Schilderung ist dazu angetan, die Erregung zu steigern, den Haß zu mehren.
Dann erfährt man, daß das Standgericht in Permanenz arbeitet und Tag für Tag grauenhafte Urteile fällt. Kerkerstrafen von zehn, zwanzig und mehr Jahren sind an der Tagesordnung; lebenslängliches Zuchthaus und Todesurteile werden fast täglich ausgesprochen. Es genügte ja diesen Henkern, daß einer — wie z. B. der arme Dommes — nur ein kleines Quantum Sprengstoff in seinem Besitz hatte, um ihn an den Galgen zu bringen.
Täglich klingen die Namen aller derer auf, die das Opfer dieser „Justiz" wurden: Planetta — Holzweber und viele andere verkünden, daß wieder ein Nationalsozialist sein Leben hergeben mußte im Kampfe um die Freiheit! Unsäglich deprimierend sind die Eindrücke dieser Urteile. Eine abgrundtiefe Niedergeschlagenheit, gepaart mit einer ohnmächtigen Wut, hat alle ergriffen. Aber, was wollen sie denn machen? Mit den Fäusten gegen Maschinengewehre? Es wäre ein zu ungleicher Kampf und völlig aussichtslos. Nur von einem sind sie alle felsenfest überzeugt: der Tag der Rache für alle diese Schandtaten und Ungerechtigkeiten kommt, muß kommen!
Seit das Lager Wöllersdorf mit den „Neuen" gefüllt wurde, war die Lage auch für die Bewohner des Objekts 85 wesentlich schlechter geworden. Es gab kein Turnen mehr — das Exerzieren war ja längst eingestellt —, kaum daß sie täglich einige Stunden in den „Auslauf" durften. In der Hauptsache war es ein stumpfes Vorsichhinbrüten, auf dem Strohsack sitzend, eine stumme Sucht nach Rache.

Um diese trostlose Stimmung im Lager aufzuhellen, versuchte man mit allen Mitteln, die gedrückte Stimmung der Kameraden zu beseitigen. Diese Häftlinge setzten sich ja aus allen Berufsschichten zusammen, Arbeiter der Stirn wie der Faust waren hier vereint. Es fiel auch nicht schwer, eine Gruppe von Schauspielern zusammenzustellen und sie zum Theaterspielen anzuregen. Die Kärntner wiederum bildeten einen regelrechten Gesangverein, der mit seinen Volksliedern erstaunlich gute Leistungen bot, die künstlerisch ein vollendeter Genuß waren. Selbst „Uraufführungen" gab es, denn die Kärntner hatten sich eine Art Sängergruß schreiben lassen, ein Trutzlied, das allen ihren Darbietungen vorangestellt wurde und folgenden Text hatte:

„Auch in Wöllersdorf erklingen Lieder,
Erklingen unsre schönen Heimatlieder!"

Eine andere Gruppe hatte eine regelrechte Spielbank aufgemacht, mit Roulette, Bankhalter, Croupier und zahllosen Jetons aus Pappe.

Auf diese und manche andere Weise wurde so der Versuch gemacht, die Stimmung zu „heben", aber wenn auch das dumpfe Brüten bei vielen aufhörte, der Erfolg war nur scheinbar, denn unter der Oberfläche bohrte und fraß der Haß gegen dieses System unentwegt weiter. Viele von diesen Häftlingen wußten ja kaum, warum man sie hier eingesperrt hielt, und eine regelrechte Verurteilung mit einer Begrenzung der Haftzeit gab es nicht. Man hielt sie einfach gefangen. Wie lange, das konnte nur Gott wissen. Diese Ungerechtigkeit aber machte böses Blut, und während draußen eine starke Depression wegen des Mißerfolges des Putsches herrschte, wuchs hier drinnen eine ausgesprochene

Kampfbegeisterung, denn man wollte „abrechnen", und jeder hätte, wenn er morgen freigekommen wäre, von neuem sein Leben in die Schanze geschlagen für den großen Befreiungskampf eines Volkes.
Unter den Häftlingen waren aber auch eine ganze Reihe von Männern, die nicht Parteigenossen waren, die noch nicht einmal wegen eines Verdachtes, sondern lediglich als Geiseln festgesetzt wurden. Es gab keine bessere Schule als gerade Wöllersdorf, um diese Leute zu überzeugten Kämpfern für den Nationalsozialismus zu machen, denn das ihnen angetane Unrecht in Verbindung mit der Aufklärung, die sie von Leidensgenossen bekamen, genügten hinreichend, um sie eindeutig zu Gegnern dieses Systems zu machen.
Allmählich wurde der Platz in Wöllersdorf immer knapper, so daß man dazu überging, die Gefangenen übereinander unterzubringen. Man ließ sie einfach Doppelbetten bauen in der Art der deutschen Soldatenbetten und brachte es auf diese Weise fertig, die schon überfüllten Baracken oder Säle noch voller zu pfropfen.
Es bedeutete für diese Häftlinge eine große Erleichterung, daß sie von Zeit zu Zeit Pakete mit Lebensmitteln von zu Hause empfangen durften, denn das Essen war schlecht und nur wenige waren so stabil, um diesen Fraß auf die Dauer zu ertragen. Natürlich wurden diese Pakete aufs sorgfältigste untersucht, bevor sie ausgehändigt wurden. Umgekehrt durften aber auch die Häftlinge schmutzige Wäsche nach Hause senden, und auch diese Pakete unterlagen einer genauen Kontrolle, denn die Lagerkommandantur war krampfhaft darauf bedacht, zu verhüten, daß Schilderungen aus dem Lager an die Außenwelt gelangten.

Eines Tages ereignete sich nun wieder einmal ein Zwischenfall: Im Vorraum dieses „Objektes 85“, wo der Wachhabende seinen Platz hatte, stand ein Tisch, auf den die abzusendenden Pakete gelegt werden mußten. Dort wurden sie untersucht, und, wenn sie nicht beanstandet wurden, weiterbefördert. Einer der Häftlinge hatte einen Karton verwandt, der doppelte Wände hatte, und dieser Karton schien ihm gut geeignet, um einen Brief aus dem Lager hinausschmuggeln zu können. Er hatte diesen Brief kunstvoll zwischen den beiden Wänden versteckt. Doch diese Arbeit war beobachtet worden von einem Spitzel, denn in allen diesen Baracken und Sälen saßen auch Spitzel, die der Verwaltung über die Stimmung und die dort geführten Reden zu berichten hatten. Der Häftling legt das Paket auf den dafür bestimmten Tisch, es wird untersucht und nicht beanstandet. Inzwischen hatte aber der Spitzel Anzeige erstattet, und zum größten Schrecken des Häftlings wird plötzlich das Paket zurückgeholt. Seinen Schreck durfte er nicht merken lassen, aber er streicht um den Tisch herum — wie unabsichtlich — und wartet auf die weitere Entwicklung. Zum zweiten Male wird das Paket durchstöbert, und jetzt findet der Wachhabende zwischen den beiden Wänden den Brief. Triumphierend zieht er ihn hervor und beginnt ihn zu lesen — — — da springt der Häftling den Beamten an, entreißt dem völlig Überraschten den Brief und stürmt mit großen Sätzen davon, in die Fabrikhalle.

Sofort nehmen die Gendarmen die Verfolgung auf. Der Wachhabende zieht die Pistole und feuert aufs Geratewohl. Der Häftling ist in der Schar seiner Leidesgenossen untergetaucht.. Die Gendarmerie setzt ihm nach und will ihn herausholen. Im Handumdrehen ist die

ganze Halle rebellisch und lodernder Haß schlägt den Beamten entgegen. Einer stellt dem Wachhabenden ein Bein, wie er dem Frevler nachstürzen will, und in seiner ganzen Länge fliegt der Gendarm auf den Boden. In diesem Augenblick hätte keiner für das Leben dieses Beamten einen roten Heller gegeben, denn die Gefahr, daß der Gendarm von der wütenden Menge zu Tode getrampelt wurde, war riesengroß. Lediglich dem Dazwischenwerfen der übrigen Wachleute, die hinter ihm in die Halle eindringen, verdankt er sein Leben.
Ein unbeschreiblicher Tumult bricht los, der den Charakter einer Rebellion annimmt, weil auf wehrlose Leute geschossen wurde. Der Objektskommandant alarmiert sofort seine Leute und läßt Maschinengewehre in Stellung bringen. Drinnen in der Halle ein nicht endenwollendes Johlen, Pfeifen und Schreien.
Der Objektskommandant läßt sich auf Verhandlungen ein. Ein Häftling führt als Sprecher aller die Auseinandersetzung. Auf der einen Seite stand fest, daß der Gendarm mit dem Schießen zu weit gegangen war, auf der anderen Seite war der Versuch des Briefschmuggels nicht abzustreiten. Man einigte sich am Ende dahin, daß von beiden Seiten die fälligen Anzeigen unterlassen wurden, so daß der Briefschreiber straflos davonkam. Nur der Gendarm durfte sich in diesem Objekt nicht mehr sehen lassen. — —
Lange Zeit war die Außenbewachung des Konzentrationslagers Wöllersdorf den Heimwehrscharen anvertraut. Aber diese „Heimwehren" waren noch verhaßter als die Gendarmen. Dazu kam, daß sie auch mit den Gendarmen dauernd auf dem Kriegsfuße lebten, und Titulaturen wie „Heimwehrsäue" oder „Heimwehrgau-

ner“ waren an der Tagesordnung. Nicht selten bekam die Heimwehr, wenn sie einen Raum betrat — und sie kam aus Angst immer nur in Gruppen und schwerbewaffnet — zu hören: „Haltet eure Sachen fest! — Die Heimwehr kommt!“

Als eines Tages ein hoher Regierungsbeamter — natürlich auch von einer riesigen Leibgarde umgeben — das Lager inspizierte, wurde sein Besuch mit eisiger Ablehnung zur Kenntnis genommen und sobald er den Rücken kehrte, erscholl Gejohle und Pfeifen.

Mit der Zeit wurde die Stimmung im Lager immer gereizter, denn die Häftlinge sahen kein Ende dieser Leidenszeit. Leute, die mit einem bestimmten Termin eingeliefert waren, wurden weit darüber hinaus festgehalten. Die meisten saßen überhaupt auf unbestimmte Zeit. Hungerstreiks wurden immer zahlreicher, so daß die Lagerverwaltung nicht umhin konnte, diese Proteste zu berücksichtigen und den einen oder anderen zu entlassen. Am zahlreichsten aber waren die Entlassungen, wenn die Verwaltung Platz brauchte. Dann wurden auch größere Abschübe vorgenommen. Das Elend von Wöllersdorf lag wie ein drohender Schatten über dem österreichischen Menschen, denn es war die stärkste Waffe, mit der sich dieses System durchzusetzen versuchte, und die letzten Endes jeden bedrohte, der sich nicht sklavisch dem schwarzen Joch beugte.

Zusammenbruch und Rettung

Fast ein halbes Jahr hatte nun Hannes in Wöllersdorf zugebracht, ohne jedes Verfahren, ohne jede gerichtliche Verurteilung, die man wegen mangelnder Beweise nicht wagen konnte. Die Überfüllung des Lagers war es schließlich, die auch ihm Ende September 1934 die Freiheit wiedergab.
Eines Morgens, als die Namen der zu Entlassenden verlesen wurden, befand sich auch Hannes dabei. Schnell wurde noch der Rest des letzten Freßpaketes an die weniger glücklichen Kameraden verteilt, und dann mußten sich noch die Abrückenden die Vollbärte abnehmen lassen, denn der Vollbart wurde als Protest gegen die Lagerleitung getragen. Diese mehr oder minder umfangreichen Bärte waren draußen im Publikum allmählich zum Kennzeichen der Wöllersdorfer geworden. Deshalb duldete die Lagerleitung nicht mehr, daß Männer mit Vollbärten das Lager verließen.
Bei der Abmeldung beim Lagerkommandanten hielt dieser den zur Entlassung kommenden noch einen salbungsvollen Vortrag und ließ sie dann einen Revers unterschreiben mit der Verpflichtung, nicht mehr für die NSDAP. tätig zu sein. Weiterhin wurden sie angehalten, sich sofort bei der Gendarmerie ihres Heimatortes zu melden und diese Meldung täglich einmal dort zu wiederholen. So schieden zehn Männer aus Graz und Umgebung von Wöllersdorf.

Glücklich, die goldene Freiheit wieder genießen zu können, machten die Burschen aus ihrer Stimmung nicht den geringsten Hehl, so daß sie in Wiener-Neustadt den Straßenpassanten auffielen.

Eine Frau, eine Parteigenossin, trat auf sie zu und sagte halblaut:

„Um Gottes Willen seid's stad! Ihr kommt aus Wöllersdorf, aber wenn ihr weiter so daher red't, seid ihr in einer Stunde wieder drinnen!"

Dann erzählte sie ihnen in kurzen Sätzen, was sich in der Zwischenzeit zugetragen. Sie berichtete, daß die Partei völlig zerschlagen sei und daß das System schrankenlos herrsche. Überall seien Spitzel, und ein unbedachtes Wort genüge, um sie sofort wieder in den Kerker zu bringen.

Der Freudentaumel der Freiheit wich einer grenzenlosen Niedergeschlagenheit. Also war der Kampf doch vergebens? Wie konnte sich ein Volk dies alles bieten, gefallen lassen? Trotzig bäumte es sich in Hannes auf: Dennoch! Man mußte sehen, was noch zu machen war.

Als sich Hannes von seinen Kameraden getrennt hatte, ging er erst einmal zu Verwandten, die in Wiener-Neustadt lebten. Es war ihm doch zu gefährlich, so ohne weiteres nach Voitsberg zurückzukehren, denn er konnte ja nicht wissen, ob nicht dort noch ein Prozeß gegen ihn schwebe. Vielleicht dachte man in Voitsberg daran, ihn gleich von neuem festzusetzen. Vorsicht war also geboten.

Doch die eingeholten Auskünfte waren weder positiv noch negativ. Man schrieb ihm zwar, es laufe gerade kein Prozeß gegen ihn, aber wer konnte wissen, ob man

nicht ein längst veraltetes Aktenstück wieder hervorholte, um einen neuen Vorwand zu haben?

Also fuhr er zunächst einmal nach Graz, wo er sich beim Gau meldete, der zwar offiziell nicht mehr bestand, aber illegal seine Tätigkeit weiter ausübte. Dort machte man ihm den Vorschlag, ob er nicht unter falschem Namen in Wien arbeiten wolle. Das hieße von vorn wieder anfangen und alles vom Grunde aus neu aufbauen. Er konnte sich nicht gleich dazu entscheiden, denn im Kreise Voitsberg wußte er Bescheid wie kein anderer, dort versprach er sich eine fruchtbarere Tätigkeit. Er wußte ja nicht, wie sich die Dinge inzwischen gewandelt hatten! Also erbat er sich einige Tage Bedenkzeit und fuhr nach Voitsberg.

Groß war die Freude, als Hannes heimkehrte. Wie ein Lauffeuer durcheilte die Kunde die Stadt: der Hannes ist wieder da! Und von überall her kamen die Kameraden, um den Langentbehrten zu begrüßen.

Sogar bei der Gendarmerie meldete er sich vorschriftsmäßig. Als er dem Gendarmeriekommandanten Moitzi gegenüberstand, frug dieser:

„Nun, Herr Ingenieur, wie hat Ihnen Wöllersdorf gefallen?“

„Schön war's nicht“, meinte Hannes, „aber man muß eben Opfer bringen!“

„Sie sind doch mit den Vorschriften vertraut, die jetzt für Sie gelten?“ erkundigte sich Moitzi weiter.

„Ich denke doch!“ gab Hannes zur Antwort. „Ich hab' mich jeden Tag hier zu melden!“

„Das sowieso!“ nickte Moitzi, „aber Sie wissen doch hoffentlich auch, daß Sie uns jedesmal davon in Kennt-

nis zu setzen haben, wenn Sie sich nach einen anderen Ort des Bezirks begeben?"
„Das ist mir neu!" fuhr Hannes auf.
„Ja, Herr Ingenieur", schloß Moitzi seine Belehrung, „Sie werden sich wohl in diese neue Ordnung fügen müssen. Da hilft alles nichts. Und Sie wissen doch", fügte er ironisch hinzu, „am Ende jedes neuen Rückfalls steht unweigerlich — Wöllersdorf! Auf unbestimmte Zeit!"
Da dämmerte es in Hannes, daß ein Verbleiben hier nicht mehr möglich war. Wäre es nicht schon aus dieser Maßnahme zu ersehen gewesen, die Bespitzelung, die er in den nächsten Tagen feststellte, hätte es ihm klargemacht, daß ein erfolgreiches Arbeiten hier in Frage gestellt war. Würde er sich zum Beispiel beim Besuch eines Bezirksortes vorher bei der Gendarmerie melden, wie ihm doch aufgetragen war, so mußte er mit absoluter Sicherheit damit rechnen, daß bereits vor seiner Ankunft der dortige Gendarmerieposten von seinem Besuche in Kenntnis gesetzt war. Jedem seiner Schritte wäre nachspioniert worden, und eine Aufklärungsarbeit im Sinne der NSDAP. wäre so gut wie unmöglich gewesen. Dazu war er viel zu bekannt. Also entschloß er sich, den Grazer Vorschlag anzunehmen und nach Wien zu gehen. Einige Ferientage wollte er sich doch noch nach all den Strapazen erst in Voitsberg gönnen.
Besonders herzlich war das Wiedersehen mit den Rittlers, seinen alten Mitkämpfern. Jetzt, wo er sich entschlossen hatte, Voitsberg zu verlassen — wer weiß auf wie lange Zeit — wollte er dieses Wiedersehen genießen, und so vereinbarte man für den nächsten Sonntag — es war der 14. Oktober 1934 — eine Wiedersehensfeier in

weiterem Kreise, die zugleich eine Abschiedsfeier werden sollte. Man wollte hinauswandern in die in allen Farben des Herbstes lachende Natur und im Kreise guter Kameraden und froher Mädels einige gemütliche Stunden genießen.
Die Absicht wurde in die Tat umgesetzt. Der Himmel zeigte sein lachendstes Gesicht, als die fröhliche Schar unter Singen und Scherzen hinauswanderte gen Ligist. Beim Heurigen verlebte man urfidele Stunden, und als es dunkel wurde, wanderte man zum Bahnhof Ligist, von dem um 9 Uhr abends der letzte Zug nach Voitsberg abging.
Der schöne Tag hatte aber auch viele andere hinaus in Gottes freie Natur gelockt, und der letzte Zug war reichlich überfüllt.
Beim Suchen nach einem Platz hatte Hannes in einem Wagen schon vergeblich sein Glück versucht, es war alles überfüllt.
„Ach was", rief Cyrus Rittler, „steigen wir in den letzten Wagen!"
Lachend folgte ihm die Gesellschaft bis zum Ende des Zuges. Doch auch dieser Waggon war überfüllt und scherzend bedauerte man, daß kein Platz mehr vorhanden sei. Doch schon hatte Cyrus die Wagentüre aufgerissen und ermunterte die anderen einzusteigen, indem er rief:
„Für uns Voitsberger Nazis wird schon noch ein Platz zu finden sein!" Damit schwang er sich in den Wagen und die übrigen folgten.
Im Augenblick des Einsteigens fiel es Hannes gar nicht auf, daß diesen Worten ein betretenes Schweigen folgte und die ganze Festtagsstimmung wie weggeblasen war.

Erst als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, fielen ihm die verstörten Mienen der Umstehenden auf, und bald erkannte er auch den Grund, denn wenige Schritte von ihm entfernt saß — der Gendarmeriekommandant Moitzi, bei dem er sich nicht abgemeldet hatte. Die Worte des Cyrus mußte dieser ohne Frage gehört haben, denn solche Aussprüche wurden damals schwer bestraft. Es stand für Hannes fest, daß Cyrus eine Riesendummheit begangen hatte. Während der kurzen Bahnfahrt konnte er auch bemerken, daß Moitzi ein geschäftiges Treiben entwickelte. Da ihm allerhand Unangenehmes schwante, verständigte er zunächst einmal die Rittler-Freunde von seinen Beobachtungen. Diese waren für den Wink dankbar und beschlossen, auszukneifen, später wollte man sich noch in einem Café in Voitsberg treffen.
Als der Zug in Voitsberg einlief, war Moitzi einer der ersten, der auf den Bahnsteig sprang. Seine Absicht, die Rittlers festzunehmen, konnte man ihm fast am Gesicht ablesen, aber sie waren längst entwischt. Nach der Gegenseite ausgestiegen, hatten sie sich über einen Zaun geschwungen und waren in der Dunkelheit verschwunden.
Eine Stunde später. — — In dem vereinbarten Café sitzen die drei Freunde wieder zusammen. Hier fühlten sie sich sicherer, denn Verhaftungen in einem öffentlichen Lokal waren bis dahin nur selten vorgekommen, weil die Behörden das Aufsehen scheuten. Man sprach gerade über den Zwischenfall und Hannes meinte:
„Verlaßt euch drauf, der Moitzi will uns alle drei schnappen!" Da öffnete sich auch schon die Tür, und herein kam ein Zivilist, dem zwei bewaffnete Sturmscharmänner auf dem Fuße folgten. Prüfend sah sich der Zivilist im Lokal um, und als er Hannes und die beiden

Rittlers entdeckte, stürzte er geradeswegs auf diesen Tisch zu.
„Im Namen des Gesetzes! Sie sind verhaftet!“ donnerte er den drei Überraschten entgegen. Es war der Gendarmerieassistent Ludwig Ringhofer, dem schon von Moitzi der Verhaftungsbefehl für die drei zugestellt worden war.
„Bitte! — Hier ist der Beweis für meine Vermutung!“ bemerkte Hannes zu den Rittlers.
Die Rittlers sind empört über die Verhaftung, aber sie beherrschen sich.
„Kommen Sie mit!“ brüllt Ringhofer und will den Cyrus von seinem Stuhl emporziehen.
„Langsam! Langsam!“ wirft Hannes dazwischen. „Warum wollen Sie uns verhaften?“
Ringhofer überhört die Frage und versucht, Cyrus von seinem Platz wegzuziehen. Doch Cyrus bleibt unentwegt ruhig sitzen. Da zieht Ringhofer die Pistole und brüllt:
„Ich schieße dich nieder, du Hund, wenn du nicht mitgehst!“
Da ist es auch mit der Ruhe von Cyrus vorbei. Wütend reißt er sich das Hemd auf und schreit:
„Da schieß her, du Schweinehund, wenn du dich traust!“
Die Lage ist kritisch. Hannes gibt mit äußerster Selbstbeherrschung dem Cyrus einen Stoß, daß dieser der Aufforderung folgen soll, da Widerstand nutzlos ist. Es gelingt ihm auch, die Rittlers zum Mitgehen zu veranlassen. Die Sturmscharleute drängen die beiden nach dem Hofe zu ab. Während Hannes mit Ringhofer folgt, äußert Hannes noch zu diesem:
„Unerhört, was Sie sich getrauen! Heute können Sie's

noch machen! Aber auch für Sie wird der Tag kommen, wo Sie sich zu verantworten haben werden. Überlegen Sie sich einstweilen, was Sie dann zu Ihrer Entschuldigung vorbringen werden!"

Ein Rippenstoß ist Ringhofers ganze Antwort. Er schiebt auch Hannes durch den Hinterausgang in den Hof.

Die Rittlers mit den Sturmscharleuten sind bereits draußen. Während Hannes noch mit den Wachmännern einige Worte wechselt, befällt Cyrus ein Nervenzusammenbruch, und schluchzend fällt er seinem Bruder um den Hals: „Walter, bleib bei mir und verlaß mich nicht!"

An sich war die eigentliche Hochspannung bereits überwunden. Allen Beteiligten wurde klar, daß sie schon verhaftet waren, und von ihnen dachte keiner mehr an Flucht. Daß nach dieser aufregenden Szene die Nerven mehr oder weniger versagten, ist menschlich erklärlich.

Ringhofer, dem jeder Gefühlsausbruch ein Greuel war, kommandierte barsch: „Transportieren Sie die Leute ab!"

„Halt, ich muß noch meinen Mantel holen!" ruft Hannes dazwischen.

„Nein!" donnert Ringhofer, „sofort abführen!", während der eine Sturmscharmann den Eingang zum Lokal versperrt und den linken Arm ausstreckt, um Hannes aufzuhalten.

Jetzt verlassen auch Hannes die Nerven. „Quatsch!" ruft er, „ich werde doch meinen Mantel mitnehmen dürfen!" Dabei schlug er nach dem Arm des Sturmscharmannes, um sich gewaltsam den Weg ins Lokal freizumachen.

Ringhofer sieht diese Bewegung und denkt, Hannes

wolle die Flucht ergreifen. In der nächsten Sekunde peitscht der erste Schuß aus Ringhofers Pistole über den kleinen Hof. Er ist aus ungefähr vier Meter Entfernung abgefeuert und durchbohrt Hannes die Brust. Mehr überrascht wie vor Schmerz hebt Hannes die Arme in Augenhöhe, um sich zu schützen. Da trifft der zweite Schuß ihn in den Ellenbogen. In diesem Augenblicke sackt Hannes zusammen und fällt auf das Steinpflaster des Hofes. Doch Ringhofer ist keineswegs beruhigt, er feuert auch noch auf den am Boden Liegenden, und zwei weitere Schüsse gehen Hannes in den Bauch und in den Oberschenkel.

Das alles spielt sich viel schneller ab, als es sich beschreiben läßt. Hannes verspürt zunächst gar keinen Schmerz, er hat nur das instinktive Gefühl, er muß irgend etwas tun, um sich vor diesem Ungeheuer zu schützen. Der Hof ist nicht groß, nur wenige Meter entfernt ist der Gartenzaun, der ihn abschließt. Die aus der Lage geborene Verzweiflung verleiht Hannes übermenschliche Kräfte. Er rafft sich trotz seiner vier schweren Verwundungen auf, mit zwei Sätzen ist er am Zaun und mit einem gewaltigen Satz springt er darüber hinweg. Jenseits des Zaunes sinkt er zu Boden.

Der Garten ist dunkel. Man sieht keine drei Schritt weit. Ringhofer und die Wachleute sind an den Gartenzaun geeilt, um den fliehenden Hannes aufzuhalten. Doch Hannes ist verschwunden. Ringhofer jagt noch einige Schüsse in das Dunkel, aber er glaubt selbst nicht daran, daß er den Fliehenden treffen kann. Auch die Sturmscharleute haben das Gewehr in Anschlag gebracht. Doch die Nacht schiebt sich wie ein schwarzer Vorhang vor dem Fliehenden, der — in Wirklichkeit auf der an-

deren Seite des Zaunes liegt, fast unmittelbar vor ihren Füßen und unter den Mündungen der Gewehre! Aber sie sehen ihn nicht.

Dem Flüchtenden nachzusetzen, getraut sich Ringhofer nicht, sonst könnten ihm ja auch die beiden Rittlers entfliehen. Dieser Hannes mußte doch mit dem Teufel im Bunde sein, daß er ihm noch entkommen konnte. Er hatte doch ganz genau gesehen, daß er ihn getroffen, und nun war er wie weggezaubert! Das war alles so schnell gegangen, daß er noch nicht einmal auf den Fliehenden hatte schießen können!

Ringhofer muß sich eingestehen, daß Hannes entkommen ist. Seine Wut läßt er nun an den Rittlers aus, die er schroff abführen läßt. Wenige Minuten später liegt die Stätte des Dramas wieder ruhig im Dunkel der Nacht. — — —

Minutenlang hatte Hannes in absoluter Regungslosigkeit an dem Gartenzaun gelegen. Kaum zu atmen hatte er gewagt, aus Furcht, die Häscher könnten ihm noch den Fangschuß geben. Erst als es ganz ruhig geworden in dem kleinen Hof, wagt er sich aufzurichten. Das Atmen fällt ihm schwer, auch der Arm beginnt zu schmerzen. Mit der Rechten tastet er nach der Brust, wo sich die Wunde befinden muß. Das Hemd fühlt sich warm und feucht an. Nur sonderbar, daß er kaum Schmerzen in der Brust verspürt. Doch der linke Arm gehorcht nicht mehr ganz seinem Willen. Er rafft sich auf und schleppt sich durch den Garten, bis er auf der anderen Seite vor einem zwei Meter hohen Zaun steht. Ein leiser Schwindel befällt ihn. Aber instinktiv sagt er sich: Klappst du hier zusammen, dann bist du rettungslos verloren, denn hier in dieser Gartenecke sucht dich sicher kein Mensch.

Hier wirst du erbarmungslos verbluten, wenn du nicht machst, daß du rauskommst!
Es gibt Situationen im Menschenleben, wo der Selbsterhaltungstrieb uns Leistungen vollbringen läßt, die in normalem Zustande unmöglich wären. Hannes wußte: es geht um Sein oder Nichtsein! Er mußte aus diesem Garten heraus, koste es, was es wolle. Trotz seiner vier Schußverletzungen rafft er seine ganze Energie zusammen — ein Sprung — er hatte den oberen Rand des Zaunes erreicht, und nun läßt er sich auf der anderen Zaunseite, wo die Straße entlangläuft, herabgleiten.
Sein Instinkt hatte ihm den richtigen Weg gewiesen. Er kam nur noch einige Schritte weiter, aber zu seinem Glücke nahte ein nächtlicher Wanderer, der ihn zusammensinken sah. Am Rande des Straßengrabens war er bewußtlos zusammengebrochen. — — —
Man hatte den Schwerverletzten sofort ins Krankenhaus geschafft, und er konnte von Glück sagen, daß trotz der späten Stunde der Chirurg noch anwesend war. Eine halbe Stunde später lag er schon auf dem Operationstisch, wo der Arzt sich um seinen Lungensteckschuß, seinen Bauchsteckschuß, seinen Ellenbogensteckschuß und seinen Oberschenkeldurchschuß bemühte, Verletzungen, von denen zum mindesten die beiden ersten hätten tödlich sein können. Nur ein rascher Zugriff konnte dieses junge Leben retten.
Die schnelle Operation hat es gerettet. Drei Wochen lang rang Hannes mit dem Tode, dann aber trug die Jugendkraft doch den Sieg davon. Nach zwei Monaten konnte er als Rekonvaleszent in das Elternhaus entlassen werden. Aber diese Leidenszeit hatte doch den Körper schwer erschüttert.

Gern hätten ihm die Behörden den Prozeß gemacht und ihn in den Kerker geworfen, in dem die beiden Rittlers nun schon seit Monaten brummten. Aber immer wieder lehnte sich der Arzt gegen die Versuche der Behörden auf und erklärte die Verhandlungsunfähigkeit. Daß dieser vermeintliche „Fluchtversuch“ ihn mehrere Jahre Kerker kosten konnte, obgleich er ihn schon teuer genug bezahlt hatte, darüber war Hannes völlig im Bilde. Wie hätte es auch bei diesem System, wo der Angeklagte so gut wie nichts zu sagen hatte, anders sein können!

Doch ganz unerwartet nahte die Rettung von einer anderen Seite: der Staatsanwalt (!) selbst verschaffte ihm einen Paß nach Jugoslawien, damit er zunächst einmal an der sonnigen Adria seine Gesundheit wiederfinden könne, denn das rauhe Klima der Steiermark verzögerte immer wieder die Genesung und damit den gewünschten Prozeß. So konnte er Anfang März 1935 nach dem Süden fahren. Er hatte allerdings die Verpflichtung eingehen müssen, sich am 1. Mai freiwillig dem Gericht zur Verfügung zu stellen.

Aber dazu sollte es nicht mehr kommen.

Das Dritte Reich läßt seine Kämpfer nicht im Stich, und so holte man ihn nach Berlin, wo er am 1. Mai zum erstenmal dem Manne ins Auge schauen durfte, für den er so oft sein junges Leben in die Schanze geschlagen hatte — dem Führer!

Ein Kämpfer hatte für Großdeutschland gestritten und geblutet. Daß er die Verwirklichung seines kühnsten Traumes, die Heimkehr seiner Heimat ins Reich, miterleben durfte, war ihm die schönste Belohnung, die ihm das Schicksal gewähren konnte.